



**Inhalt:** Ein Bild aus Central-Afrika (mit Illustration). — Gefährten und Gefahren. — Novelle von Levin Schücking. (Schluß). — Syrenöel. — Robert Burns und Hochland-Mary, von Julius Rodenberg (mit Illustration). — Die Farbenharmonie in der Natur. — Unter Mozart's Hüfte, von A. Neumann-Strela. — Die Mode, von Veronika v. G. — Große Wäsche in Paris. Original-Correspondenz. — Offizielle Mittheilungen des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Das Institut der Königin zu Dublin. — Wirthschaftsplaubereien. — Modenbild nebst Beschreibung. — Räthsel. — Räthsel-Lösung-Aufgabe. — Auflösungen des Nebels und Räthfels Seite 312. — Correspondenz.

**Ein Bild aus Central-Afrika.**

Rubinroth senkt sich die Sonne hinter den Akazienwald hinab. Die Luft ist schwer und dunst erfüllt. Im Südosten thürmen sich dicke graue Wolkenmassen und die Wasser des Vahr-el-Mbiab (eines der beiden großen Zuflüsse des Nils vor ihrer Vereinigung) beginnen unregelmäßig zu wogen und gegen die hügeligen Ufer anzukämpfen. Die Natur brüht Unheil. Ein Windstoß fährt durch die Buchen am Ufer, die erschrocken zusammenfahren und die federigen Blütenbüschel hin und her als Friedensfahnen schwenken, gerade so, wie es unser heimatisches Schiff am Flußufer thut. In der That sind es auch nahe Verwandte, diese beiden furchtsamen und doch so stark aussehenden Gräser. Die Eingeborenen nennen die acht Fuß hohen Halme „Matätä“ und schneiden sich daraus ihre Flöten, benutzen sie auch wol zum Bau ihrer Hütten, wenn ihnen der majestätische Bambus, der häufig an Teichen und Flußufern im Innern der ostafrikanischen Gebirge vorkommt, nicht zur Hand ist. Wiederum ein Windstoß und zwar länger und härter, als der erstere. Die starren, blaugrauen Fächer der Dulsepalme, die auf 40 bis 50 Fuß hohen Säulenschäften sich wiegen, schlagen raschelnd an einander und gegen die schweren, langen Früchte, die nur durch ihre zähen Stiele vor dem Falle geschützt werden. Die Dulsepalme ist dem Eingeborenen gar wichtig; sie ist für Central-Afrika das, was die Dattelpalme für Nordafrika ist; ihre Früchte enthalten einen zwar

etwas bitterlichen, aber nach Ananas riechenden Saft und sind eine sehr häufige Nahrung der Neger, die auch die jungen Wurzeln genießen. Immer dunkler wird der Himmel, immer heftiger der Sturm; der Donner grollt. Neben dem starren Schilf stehen die 10 bis 15 Fuß hohen, dreikantigen Stengel des schlanken reizenden Papyrus mit ihrer Krone schmaler, linearer Blättchen. Der zähe Stengel gibt dem Winde nach und biegt sich fast bis zur Wasserfläche hinab. Leicht erkennt der Ueingeweihte in dieser Papierstaude der alten Aegypter den Verwandten unserer Binsen auf den sauren Wiesen; doch ist ein riesiger Verwandter, der seine tropische Abkunft nirgend verleugnet. Ehemals so wichtig als Träger der Wissenschaft, lebt diese Staude heutigen Tages still und bescheiden und fast unbenutzt an den flachen Ufern der Seen, nur dem Wasserbock zur Speise und dem nubischen Fischer als Material für seine Reusen. Freilich ehemals, als der sternkundige Aegypter seine Weisheit in der Bilderprache auf lange Papyrusrollen schrieb, die jetzt der Europäer nach zweitausendjähriger Ruhe hervorholt und entziffert, damals freilich hatte jeder Teich seine Papyrus. Dann ging es zur Ernte: der dreikantige Stengel wurde fein gespalten und sauber wurden die so erhaltenen Streifen durchflochten, dann auf großen Tafeln ausgebreitet und das ganze Gewebe durchklopft, damit es dünn und gleichmäßig werde; dann wurde das lange Stück mit Nilwasser getränkt, damit die einzelnen Fäden zusammengeleimt würden und wiederum geklopft und so ging die Manipulation fort, bis die Rolle fertig war und der Priester mit elfenbeinernem Griffel das Leben der Könige da-

rauf eingrub. Die Asche der Könige ruht in den Pyramiden, die gelbe Papyrusrolle beginnt zu zerstäuben und nur der schlammige Nil ist der einzige Ueberlebende jener steingrauen Zeiten. Sieh! ein grelles Leuchten, gefolgt von fernem Murren und Grollen des Donners und hoch! noch ein Ton wie mächtiges Grunzen, das vom Fluße her kam von jenen grauen Hügeln, die zeitweise aus dem Wasser auftauchen und zwei Strahlen staubförmig vertheilten Wassers mehrere Fuß hoch in die Luft senden. Der Neger, der in der Nähe des Flusses ist, betet zu Allah um Schutz gegen die Eöhne der Hölle; denn so nennt er jene grauen Hügel, die grauisigen Nilpferde, die behaglich im Wasser schwimmen und nur dann und wann auftauchen, um Luft zu schöpfen. Denken wir uns einen 10 bis 15 Fuß langen plumpen Körper zu dem fast viereckigen Kopfe, den unser Bild zeigt. Die ganze unförmliche Gestalt ruht auf vier kurzen, etwa zwei Fuß hohen, mächtig starken, ungesägten Beinen, die kaum hinreichen, den tief niederhängenden Leib vom sumpfigen Boden entfernt zu halten. Betrachten wir die dick aufgeschwollene Schnauze, welche zwei furchtbare, zuweilen eine Elle lange Eckzähne des Unterkiefers birgt, die ungeheuren, schief zusammenstehenden, am Kopfe weit nach hinten gelegenen Nasenlöcher, aus welchen das zornige Thier Wasserstrahlen entsendet und wir werden uns allmählig ein Bild zusammensetzen von jenem plumpen „Djahnus-el-Bahr“, dem Nilpferde, das ein Ueberrest noch zu sein scheint aus der vor-sündfluthlichen Schöpfungperiode, wo die Natur die riesigen



Ein Bild aus Central-Afrika.



Mammuths schuf und die jetzt längst ausgestorbenen ungeheuren Faulthiere unter ebenso kolossalen Pflanzenformen langsam den plumpen Leib dahin schleppeten.

Das Flusspferd oder Hippopotamus ist dasjenige Landsäugethier, das des Wassers am meisten bedarf. Tagelang lebt es ausschließlich im Wasser an Orten, wo der Fluß ihm reiche Nahrung schafft und kommt nur auf flache Sandbänke des seichten Ufers, um sich zu sonnen. Dann liegt es halb auf der Seite, tief eingewühlt in eine Mulde des Uferandes und grunzt wie unser Hauschwein, mit dem es überhaupt viel mehr Aehnlichkeit hat, als mit einem Pferde. Sorglos liegt es hier, oft bis gegen Abend schlummernd; dann wird es lebendiger, das Grunzen lauter, die Bewegungen rascher und in seinem feuchten Elemente taucht es spielend mit seinen Gefäßriemen auf und nieder und kommt, den Kopf halb eingehüllt in Seerosenblätter und die Nester anderer Wasserpflanzen, wieder zum Vorschein. Nur der Mensch und im Großen und Ganzen nur der mit Feuergewehr bewaffnete Mensch, stört es zuweilen aus seinem Stillleben auf. Doch kann es schon ziemlich stürmisch hergehen; denn die Kugel eines schwach geladenen Jagdgewehres, das in geringer Entfernung auf den Nilriesen abgeschossen wird, dringt selten durch die Haut des Flusspferdes, und in Gegenden, wo der Mensch noch nicht lange seine Herrschaft geltend gemacht und das vierfüßige Naturkind noch das Feuergewehr nicht kennt, geht es harmlos und friedfertig umher. Anders dagegen in Gegenden, wo das Gewehr schon längere Zeit seine Herrschaft geltend gemacht; da ist das Flusspferd misstrauisch und leicht zur Wuth geneigt. Wehe, wer ihm zu nahe kommt.

Alsbald regt es sich. Neger sind es, die im langen, mit Lumpen statt mit Theer wasserdicht gemachten Canoe von der Pflanztag heimkehren, um dem Gewitter zu entfliehen. Sie waren drüben jenseits des Flusses in ihren Bananenpflanzungen und haben einen Theil der gurkenähnlichen, süßen Früchte geerntet. Die Banane oder der Bishang, diese reizende, üppige, tropische Pflanze, deren Blätter wie riesige Vogelfedern aussehen, wird jetzt gar arg vom Winde mitgenommen. Die zarte papierdünne Blattfläche, welche 9 bis 12 Zoll breit an jeder Seite des 12 bis 18 Fuß langen Blattstiels herabläuft, wird zerschligt wie die Fahne einer Gänsefeder.

Neben den Bananen steht das Durrahgras, eine große Hirse, die hier in Central-Afrika die Brotrucht vertritt und nicht bloß die tägliche Nahrung des Ackerbau treibenden Bewohners ist, sondern auch als „Merisa“ ein beliebtes Bier dem Neger liefert. Solche Durrahfelder geben oft bis ans Ufer des Flusses. Auch hier ist ganz in der Nähe eine große Anpflanzung und die von dort jetzt zurückkehrenden Neger schieben vorsichtig ihr Canoe vom Lande, um mit den Nachbarn vereint nach dem heimathlichen Dorfe zurückzufahren.

Vorsichtig gehen sie dabei zu Werke; denn sie haben schon die unruhig werdende Mutter eines neugierigen jungen Nilpferdes in ihrer Nähe erblickt und trachten, aus der gefährlichen Nachbarschaft zu kommen.

Da trifft ein Aberschlag das neugierige Junge. Schreiend taucht dasselbe unter — aber wehe — schon stürzt die wüthende Mutter mit unglaublicher Schnelligkeit auf das Canoe, den Kopf bis über die Ohren aus dem Wasser gehoben, die blöden Augen weit aufgerissen, den unförmlichen Maßen geöffnet, die weißen trummgebogenen Haut entblößt, die Nasenlöcher gebunzen und ganze Wasserfäden ausstößend mit fürchterlichen Grunzen zum Angriffe.

Keine Flucht! Keine Rettung! Schon erfasst der unförmliche Maßen den schwachen Holzbau, ein Zug der riesigen Kiefern, eine Bewegung des wüthenden Thieres und trachend und bestend schleudert das am Hintertheil ersäße Canoe seine Bemannung in die Luft. Kopf über stürzt die vor Schrecken bewußtlose Mannschaft in den wirbelnden Strom. In das Wuthgebrüll des Thieres mischt sich der herzerregende Schrei der verwundeten Neger, die ein Spiel der vom aufgewühlten Bodenschlamm schwarz gefärbten Wogen sind. Hier taucht ein Arm, dort ein Kopf hilflos aus dem trüben Elemente. Die mechanischen Schwimmbewegungen vermögen nicht die Unglücklichen von dem Unthiere zu entfernen. Ihr Untergang scheint gewiß. — Doch das Geschick ist freundlicher! Das Nilpferd hat in seiner Wuth nicht Zeit, an die nächste Umgebung zu denken. Den Blick unverwandt nach dem zweiten eben vom Lande abstoßenden Canoe gerichtet, sucht es sich einen Weg zu diesem zu bahnen. Die Todesangst gibt jenen Schiffern Riesenträfte und durch den Vorprung und die Dunkelheit begünstigt, entfliehen sie der nahen Gefahr.

Während der Zeit retten sich die unglücklichen Angegriffenen aus dem sichern Wogenraube an das Land und gewinnen zwar zerschlagen, verwundet und zitternd an allen Gliedern, aber doch noch lebend auf dem Landwege das Dorf.

Eine Stunde später hat der Ort des Schreckens wiederum eine andere Physiognomie. Das Gewitter ist vorüber; der Himmel klar und dunkelblau; die Tropennacht in ihrer vollen Schönheit. Die scharfsackigen Nester der wahren Akazien mit ihren schlafenden Blättern und den duftenden Blüten zeichnen sich deutlich in der klaren Luft ab. Neben dieser Nilmimose weht die hohe reich duftende Afzelia, mit jungen purpurgefärbten Blättern; deutlich unterscheidet man die 10 Fuß und mehr Umfang haltenden Stämme der Sterculia, und dazwischen ranken die reichen Lianen von Bignonien und Cissuruben. Abscis raucht — ein kleiner dichter Wald für sich — die umfangreiche Abanonia, der tausendjährige Affenbrotbaum Afrika's. Aus den phantastisch gewundenen Zweigen hängt scheinbar ein Ast hinab; grade gewachsen wie eine Stange trägt er aber keine Zweige, keine Blätter. Da tritt der Mond hinter den Balmenwipfeln hervor und beleuchtet die stillen Fluten des Flusses, seine ruhigen Ufer mit der Schilfjungfirtung und auch den breiten Baobab. Von den Hügeln her rennt eine aufgeschreckte Antilope und siehe da: der blattlose Ast bewegt sich, schillert — schlängelt sich — voll grün- und golderglänzend über die mondcheinbestrahlte Fläche und umschlingt das flüchtige Thier. Es ist eine gewaltige Boa, ein anderer gigantischer Bürger des tropischen Afrika.

[1862]

P. S.

### Gefährten und Gefahren.

Novelle von Kevin Schlicking.

(Schluß.)

Frau von Bernard nahm das Blatt still an sich, ohne irgend ein Zeichen der Ueberraschung, ganz so, als wenn sie auf derartige Vertraulichkeiten vorbereitet wäre.

Fernau gab dieser letzte überzeugende Beweis des Einverständnisses Beider einen Stich ins Herz.

Lippmann ging ab, die Wirthin folgte ihm, um die Bedecke auflegen zu lassen, Fernau betrachtete Frau von Bernard, die sich in eine Fensterische stellte — offenbar, um unbemerkt und heimlich Lippmann's Bilettdoux zu lesen.

Fernau schritt bewegt und geynigt hinter ihr auf und ab. Ein häßlicher Gedanke hatte unwillkürlich sein Hirn gekreuzt. Ein Gedanke frevelhaften Mißtrauens. Und doch konnte er ihn nicht von sich abwehren. Wer sagte ihm, daß dieser verkleidete Bediente der Geliebte der Frau von Bernard war? Was sollte die Maskerade, wenn das? Brauchte sie Fernau's Schutz, wenn sie mit dem jungen Menschen entfliehen wollte? Wäre es nicht viel einfacher gewesen, das ohne weitere Reisegeellschaft zu thun? Und was bedeutete überhaupt das Ganze? War Frau von Bernard nicht eine vollständig freie unabhängige Dame, die Niemandem Rechenschaft schuldete — konnte sie nicht vor aller Welt — auch ihren Bedienten heirathen, wenn sie diese Caprice bekam, und wenn — Lippmann ihr Bedienter gewesen, was er offenbar nicht war? Wozu also Alles — hatte man am Ende nur eine Intrigue gespielt, die sich um den kostbaren Inhalt seines Koffers drehte — hatte man deshalb seinen Bedienten beseitigt und ihm einen fremden Menschen, einen Gauner untergeschoben — sollte er hilflos in einen Hinterhalt gelockt werden? Nein, nein, nicht möglich — der Gedanke war zu ungeheuerlich, zu abscheulich ... und doch ... und doch — gab es nicht vornehmer Gauner genug, war nicht vor einigen Jahren noch eine vornehme, auf dem glänzenden Fuße lebende Familie in Heidelberg als die eines Gauners entdeckt, der seit Jahren systematisch die Postwagenberaubung ausübte — war überhaupt in dieser argen Welt noch etwas unmöglich? Kannte nicht auch schon der Postillon, der Fernau gefahren, den Inhalt seines Koffers? ... wie leicht war es möglich, daß dieser Transport schon gestern in Frankfurt verrathen gewesen! Fernau schämte sich dieser Gedanken und konnte sie nicht erstickend, als plötzlich Frau von Bernard mit heller Stimme und größter Unbefangenheit sich an ihn wendete und eine Frage wegen des fernern Weges an ihn richtete.

Er beantwortete sie.

„Wissen Sie,“ fuhr sie lächelnd fort, „daß Sie sehr verdrießlich und geärgert und unglücklich aussehen und merkwürdig schweigmäßig geworden sind? Gewiß bereuen Sie es, sich mit einer Dame als Reisegefährtin eingelassen zu haben und wünschen mich dahin, wo der Pfeffer wächst. Ist es nicht so?“

Frau von Bernard sagte dies mit großer Liebeshwürdigkeit und ihrem holdseligsten Lächeln.

Es gab Fernau durchaus nicht seine Beruhigung wieder.

„Will sie mit dir coquettiren?“ fragte er sich argwöhnisch.

„Meine gnädige Frau,“ antwortete er deshalb ein wenig brüsk, „ich brauche Ihnen nicht zu verschleiern, daß ich über Ihre Begleitung sehr glücklich bin, aber eben so offen gestehe ich Ihnen, daß die Ihres Herrn Lippmann mir weniger zusagt! Dieser Mensch ist nicht Ihr Bedienter, er ist überhaupt kein Bedienter, seine Livree ist eine Maste und während auf der einen Seite Ihr Mangel an Vertrauen mich kränkt, habe ich auf der andern gewichtigen Gründe, in Beziehung auf meine Reisegeellschaft sehr vorsichtig zu sein!“

Frau von Bernard war bei diesen Worten erbläßt. Sie sah ihn mit der größten Betroffenheit an. Stumm — eine lange Zeit.

Dann sagte sie, ihm näher tretend und wie mit mühsamem Athem flüsternd:

„O mein Gott — haben Sie das entdeckt?“

„Ich habe es durchschaut und muß Sie sehr entschieden um Aufklärung bitten!“

„Sie haben recht, ganz recht,“ fiel sie ein, — „ich habe ein Unrecht gegen Sie begangen ... aber Gott weiß, es ist nicht meine Schuld — ich habe alles Vertrauen zu Ihnen, welches eine Frau zur Ehrenhaftigkeit eines Mannes haben kann — doch mein Bruder wollte es so — er verlangt es — ich hätte sonst gewiß nicht gegen Sie geschwiegen, Fernau!“

„Ihr Bruder wollte es so?“

„Es handelt sich um meinen Bruder,“ flüsterte sie weiter in größter Aufregung. „Ich will Ihnen Alles gestehen. Sie haben ein Recht auf völlige Offenheit ...“

„Ist der junge Mensch Ihr Bruder?“ rief Fernau erleichtert und freudig aus.

„Er ist mein Bruder,“ versetzte Frau von Bernard.

„Aber weshalb diese Verkleidung — weshalb?“

„Diese Verkleidung hat er annehmen müssen, weil er ein unbefangener, von seiner Tollkühnheit bingerissener, gegen meine Vorstellungen und Bitten tauber Mensch war; er ist Student, er war seit einem Jahre in Heidelberg, er ist nach Frankfurt gekommen, um an dem Auftruh, Sie wissen, an dem Attentat, theilzunehmen, er hat sich aufs Meuerste dabei compromittirt und sich dann nach dem Mißlingen des unsinnigen Handstreichs nicht wie so viele seiner Schicksalsgefährten nach Frankreich oder der Schweiz gerettet, sondern bei mir Schutz gesucht. Ich habe ihn seit fast zwei Monaten bei mir verborgen.“

„Das ist des Räthfels Lösung!“ sagte Fernau. „All seinen Verdacht wäre er bereit gewesen, Frau von Bernard auf den Knien abzubitten.“

„Das ist das Geheimniß, das Räthsel,“ fuhr sie fort, „das ich jetzt ohne Bedenken in Ihre Hand gebe.“

„Und jetzt wollen Sie ihn fortzuschaffen unter dieser Verkleidung?“

„Das ist meine Absicht,“ versetzte sie. „Es war für ihn nicht daran zu denken, in der ersten Zeit aus Frankfurt fortzukommen, so lange noch die Polizeibehörden in ihrem ersten Späherifer waren. Man mußte warten. Daß ich ihn als meinen Bedienten über die Grenze bringen sollte, hatten wir längst berebet; doch wagte ich die Unternehmung nicht allein; im Geheimen erkundigten wir, das heißt, ich, mein Bruder und einige Freunde, welche er in Frankfurt besitz und die ich aussuchte, um mit ihnen zu überlegen, — im Geheimen erkundigten wir uns, um einen Anschluß auf dieser Reise für mich zu finden — irgend einen Diplomaten oder eine andere angelegene Persönlichkeit, deren Name ein Geleitsbrief durch alle Polizeijährigkeiten sein konnte. Ich suchte zu dem Ende im Kreise der Diplomaten neue Bekanntschaften anzuknüpfen, ich that Alles, was ich konnte, ohne Erfolg jedoch — bis mir gestern Abend in unserer Gesellschaft einer der Freunde meines Bruders von diesem einige Zeilen brachte mit der Nachricht, daß ein Angestellter des Hauses Rothschild heute nach Wien reise, daß ich diesen Herrn kenne, daß ich suchen solle, aus dieser Gelegenheit Nutzen zu ziehen! Das ist in kurzen Worten die ganze Geschichte und nun wissen Sie Alles,“ schloß Frau von Bernard.

„Genug, um tief beschämt vor Ihnen zu stehen,“ fiel Fernau ein, „und wie glücklich bin ich, daß ich Ihnen einen solchen Dienst leisten kann — beim Himmel, Sie glauben es nicht, Sie können das Glück nicht ermaßen, das ich dabei empfinde!“

Sie gab ihm ihre Hand und er glaubte in ihren Augen den Ausdruck tiefer Rührung über seine warme Herzlichkeit zu lesen.

Er zog ihre Hand an seine Lippen.

„Glauben Sie mir,“ fuhr er eifrig fort, „kein Haar soll Ihrem unglücklichen Bruder gekrümmt werden, ich setze dafür ein

— mit meinem Leben möchte ich dafür einstehen — aber was denken Sie zu thun ... Sie werden ihn nicht nach Wien, in den Machtbereich Metternich's und Sedlnitzki's bringen wollen?“

„In der That nicht — ich dachte nur bis vor Salzburg Ihre Güte in Anspruch zu nehmen; von dort sollte er sich rechts durchs Gebirge wenden; er wird sich dann leicht bis an die Grenze der Schweiz durchschlagen!“

„Ohne Zweifel,“ sagte Fernau — „dort oben im Gebirge ist eine strenge polizeiliche Controлле nicht möglich, mit einiger Vorsicht wird es ihm leicht sein, allen unangenehmen Begegnungen auszuweichen ... aber werde ich dann auch Ihre Begleitung nach Salzburg haben?“ setzte Fernau fast melancholisch hinzu.

Frau von Bernard antwortete nicht, sie legte nur lächelnd den Finger auf den Mund, denn hinter Fernau war in diesen Augenblicke die Thür aufgegangen und eine Magd eingetreten, um den Tisch zu decken.

„Legen Sie drei Couverts auf,“ sagte er zu dem Mädchen.

„Lassen Sie das, es ist unvorsichtig,“ flüsterte Frau von Bernard — „es muß den Wirthsleuten auffallen, wenn der Bedienter mit der Herrschaft speist — lassen Sie ihn in dem Gefindezimmer.“

„Wie Sie meinen — also zwei!“

„Und welches Bilet bekamen Sie vorhin von Ihrem Lippmann?“ fragte Fernau im leisen Tone dann, sich wieder zu Frau von Bernard wendend.

Sie wechselte ein wenig die Farbe bei dieser Frage.

„Das haben Sie?“

„Sie sehen, wie wenig mein Auge von Ihnen abläßt, auch wenn Sie es nicht ahnen!“

„Das scheint,“ versetzte sie, lächelnd zu ihm aufblickend ... „es scheint, nichts entgeht Ihnen.“

„Doch — bis jetzt noch der Inhalt jenes Biletts.“

„Den werden Sie auch nie erfahren,“ antwortete sie rasch.

„Also doch noch Geheimnisse!“

„In dies wenigstens müssen Sie sich fügen! ...“

„Ich füge mich in Alles, was Sie mir auferlegen ... in jedes Joch!“

Er wollte bei diesen Worten ihre Hand ergreifen — aber sie wandte sich plötzlich hoch erröthend ab, und im selben Augenblicke trat die Wirthin mit einer dampfenden Suppenterrine ein. „Der Postillon soll einspannen, sobald wir mit dem Essen fertig sind,“ sagte Fernau.

„Ich glaube, er spannt schon ein,“ versetzte die Frau.

„Dann muß er warten!“ versetzte Fernau.

### III.

Als das Mahl nach einer halben Stunde zu Ende, gab Frau von Bernard dem Mädchen den Auftrag, ihren Bedienten zu rufen; Fernau bestellte, daß der Postillon vorfahren solle — nach einer Weile kam das Mädchen zurück und sagte, der Bediente sei nicht da, und der Postillon sei fortgefahren, der Herrschaft wol langsam voraus.

Fernau erschrad.

„Er ist fortgefahren — voraus?“

„Haben Sie ihm nicht befohlen, vorauszufahren?“ fragte in diesem Augenblicke eintretend und, wie es schien, ein wenig aufgeregt die Postmeistersfrau ... „die Leute sagen, er sei wie toll davongejagt!“

„Nimmer besser!“ schrie Fernau entsetzt ... „aber wie ist das möglich, ich habe nichts vom Wagenrollen gehört ...?“

„Sie hatten befohlen, daß der Wagen nicht auf der Straße stehen solle — er war deshalb auf den Hof gefahren worden und der Postillon ist durch das hintere Hofthor, von wo ein Weg durch eine Gasse zum nahen Thore führt, fortgefahren.“

„So stehe Gott mir bei — und ihm, wenn ich ihn einhole ... wo ist der Postmeister, wo ist der Ortsbeamte ... haben Sie berittene Gendarmen hier ... kann ich auf der Stelle ein gefatteltes Pferd haben, auf der Stelle ... hundert Gulden, wenn ich in zehn Minuten ein gefatteltes gutes Pferd habe?“ ... rief Fernau, in der entsetzlichsten Aufregung hinausstürzend.

Ein großer Tumult folgte — das ganze Haus gerieth in Aufregung — man rannte zum Bürgermeister, zum Postmeister, der sich auf einer Regalbahn zehn Minuten vor dem Thore befand, zu einem Polizeidiener, der auf seinem Kartoffelacker war — ein Postknepper aber wurde gefattet, Fernau, der in den Stall geeilt war, warf ihm selbst den Zaum über — dann rannte er zu Frau von Bernard zurück, die blaß und erschrocken in Einem fort nach ihrem Bruder suchte und einmal über das andere: „Lippmann, Lippmann!“ ausrief.

„Er ist nicht da? Noch immer nicht da, dieser Lippmann?“ rief Fernau mit unsäglich verächtlicher Betonung des Namens.

„Gott weiß es, wo er steckt!“ antwortete sie, in Thränen ausbrechend.

„D, ich weiß es, ich weiß es,“ schrie Fernau außer sich, „ich bin die Beute eines abscheulichen Betrugs, dies ist das infamste Complot, das je gesponnen!“

Damit stürzte er davon und zu dem Pferde zurück, das eben an den Fuß der Haustreppe geführt wurde. Er schwang sich in den Sattel.

„Da kommt der Bürgermeister, der Bürgermeister!“ riefen die Wirthin und mehrere Stimmen von Leuten, die sich auf der Straße sammelten.

Ein starker Mann in Hemdsärmeln, ohne Hut, kam herbeigeeilt, um die nächste Ecke herum.

„Herr Bürgermeister,“ fuhr ihn Fernau an, sein Pferd ihm entgegenwerfend, „man hat mir meinen Wagen entführt — ein Schwindler und der Postillon sind mit ihm durchgegangen — bieten Sie Alles zur Verfolgung auf — mein Wagen enthält eine große Summe Geldes — in einem hinten aufgeschobenen Koffer — wer mir den Koffer unversehrt wieder schafft, erhält zehn Tausend Gulden zur Belohnung — thun Sie Alles, Alles!“

Der Bürgermeister war wie angeordnet von diesen Worten und den Thatfachen, die ihn so rasch überströmten; während er, mit großen Augen den Reiter anstarrend, sie verarbeitete, warf Fernau seinen Postknepper herum und sprengte in der Richtung, welche der flüchtige Postillon genommen haben sollte, davon, zum Thore hinaus, der Chaussee nach.

Der Wagen konnte vielleicht eine halbe Stunde Zeit Vorprung haben und der Postillon peitschte sicherlich seine Pferde zur äußersten Anstrengung an. Fernau that das mit dem feinsten Ebenfalls, das Thier war auch kein schlechter Käufer — aber war es wahrscheinlich, daß es den Wagen überholte, der freilich schwer, mit dem gewichtigen Koffer belastet war, aber doch vielleicht nicht weniger schnell als Fernau selbst vor ihm her eilte? Die Hoffnung war gering, aber Fernau mußte sie festhalten. So braute er in wahnsinnigem Galopp die Chaussee hinab, bei jeder Wendung hoffend, daß er den Wagen in der Ferne vor sich erblicken werde. Diese Hoffnung trug immer. Ein paar Ackerwagen kamen ihm entgegen, ein paar Fußgänger;



von Zeit zu Zeit fragte er solche Begegnende hastig, ob ihnen eine schnellfahrende Kalesche begegnet sei ...

Eine wilde Jörneshuth überkam Fernau. Neben die Schufte, über dies Complot, diesen hüllichen Anschlag, in dem sie, sie sich zum Werkzeuge, ihn zu hintergehen, gemacht hatte ...

So peitschte und stachelte er denn sein Pferd, das sich über und über mit Schweiß bedeckt hatte, das entkräftet nachließ in seinem Laufe, das immer häufiger zu straucheln begann.

Er blühte nach einer Weile, sich wieder aufrassend, zurück. Kam denn aus dem Städtchen Niemand — war von dort aus Keiner gefolgt, hatte seine Belohnung die schlaftrigen Menschen nicht aus der Ruhe gebracht — kam Niemand, Nichts ihm zu Hilfe?

Nichts! Die menschenleere Chaussee blieb menschenleer! Nur ein langsam sich bewegender Frachtwagen, an dem Fernau vor einer Viertelstunde vorübergejagt, ließ sich jetzt auf der letzten Höhe erblicken.

Fernau durfte die Verfolgung nicht aufgeben. Er mußte zu Fuß die nächste Station zu erreichen suchen, um dort die Polizei in Bewegung zu setzen und eine Stafette an die Polizeibehörde nach Würzburg zu senden.

„Da haben Sie Ihren Wagen und Ihren Koffer wieder, Herr Fernau.“ sagte er, vom Boche springend.

„Der junge Mann ging um den Wagen herum, nach dem Koffer zu sehen.“

„Sie, Sie haben ihn gerettet?“ stammelte Fernau, athemlos vor Ueberraschung, in einer Freude, als ob ein Todesurtheil von ihm genommen.

„Der Zufall.“ sagte der junge Mann, „hat mir beigegeben, das Complot der beiden Schufte zu nichte zu machen.“

„Ihre Schwester, wollten Sie sagen — Frau von Bernard ist Ihre Schwester ...“

„Ich sehe, Sie wissen Alles — nun wohl, meine Schwester zu Tische saßen, schlenderte ich ein wenig in dem Städtchen umher, um es mir anzuschauen.“

„Da sah ich nun.“ fuhr der junge Mann, eifrig erzählend, fort, „und hatte Zeit, mich über meine Situation zu besinnen.“

fer — daß dieser Mensch es dem abblenden Schwager verrathen hatte und daß dieser letztere den Versuch machte, damit durchzugehen. Wie sollte ich ihn anhalten, wie ihn hindern?

So hielt ich mich auf meinem Platze fest; es war eine furchtbare Fahrt, die mich beinahe räderte, ein tolles Fahren. Die Chaussee entlang, hügelalt, hügelalt ...

Es war eine unangenehme Entdeckung für mich. Ich hatte es von nun an mit zwei Schurken zu thun, statt mit einem.

„Da bist ja.“ hörte ich den mit der Schmarre rufen; „Alles gut gegangen?“

„Wie sollt's nicht!“ versetzte der auf dem Boche. „Jetzt mach, daß Du hineinkommst, und dann ins Sünderholz hinein; mach; aber erst treib Deine Gäule fort, man darf sie hier nicht finden; und dann schau, ob der Kasten noch fest sitzt!“

„Wird schon fest sitzen!“ antwortete der Andere, während er ging, seine Pferde auf die Mitte der Chaussee zu führen und sie mit ein Paar Peitschenschlägen in Trab heimwärts zu bringen.

Gott Lob, sie waren da, beide mit Bündelchen versehen.

„Sitzt schon noch fest, jetzt nur weiter, Sepp!“ und sah gleich darauf das Gesicht des Kerls, der nun in den Wagen springen wollte, vor mir.

Ich muß gestehen, daß ich jetzt etwas that, was ich fast bereue. Aber das rothe häßliche Gesicht des Menschen, der mich im ersten Augenblicke im höchsten Grade verdutzt, erschrocken und dann wüthend anstarrte, hatte etwas so Schreckliches, daß es mir Furcht einjagte, daß ich die ruhige Geistesgegenwart verlor; ich schloß deshalb ohne Weiteres mein Pistol auf ihn ab.

„Und der Andere?“ fragte Fernau jetzt, in athemloser Spannung zuhörend.

Der Andere hatte mich längst entdeckt, noch bevor der Schuß fiel; er hatte mich durch das Fenster des Vorderverdecks wahrgenommen und war mit einem Fluche vom Boche herabgesprungen, und tastete jetzt nach dem Messer in seiner Seitentasche.

„Er wich trotz der Wuth, mit der er einen Fluch über den andern ausschief, vor meiner erhobenen Waffe zurück ...“

„Ich möchte Sie umarmen dafür!“ rief Fernau aus. „Dies ist die müthigste That, die mir je im Leben vorgekommen — wie soll ich Ihnen danken! Sie wissen nicht, was Alles Sie mir wiedergegeben mit Ihrer Entschlossenheit, Ihrer Unerblichkeit, mit Ihrer Geistesgegenwart!“

„Ich denke, Sie steigen jetzt ein und ich fahre zur Station zurück, damit wir meine Schwester beruhigen!“ sagte der Student hastig und verlegte über dies Lob sich abwendend.

„Soll ich fortfahren, die Zügel zu führen? ich verstehe es ein wenig von unseren Heibelberger Studentenfahrten her ...“

„Fahren Sie — aber lassen Sie mich neben sich auf den Boche steigen, damit wir zusammen reden können!“ Sie sind ein Held, ein wahrer Hühner von einem Studenten!“

Die beiden Männer stiegen auf und setzten sich zusammen auf den Boche; der Student führte die Zügel und die abgehetzten Pferde fielen in einen kurzen müden Trab.

„Sagen Sie mir zunächst Ihren Namen, den ich noch immer nicht weiß.“ rief Fernau aus.

„Ich heiße Günther Dornack.“

„Aber,“ sagte Fernau mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer, „Sie müssen auch mir beistehen.“

„Ich Ihnen, worin?“

„Ich fühle mich von einer schweren Schuld bedrückt — von einer Schuld gegen Sie und Ihre Schwester. Die gegen Sie würde ich mir verzeihen; die gegen Ihre Schwester nie, niemals!“

„So beichten Sie sie meiner Schwester und bitten um Losprechung; ich glaube nicht, daß sie sie Ihnen verwehren wird! Ich denke, sie ist Ihnen ziemlich gnädig gesinnt, und ich habe ihr heute bereits in einem Biletchen meine brüderliche Billigung dieser Gesinnung ausgesprochen — Sie sehen, Sie haben wenig Gefähr, hart behandelt zu werden.“

„Das war der Inhalt Ihres Biletts?“ rief Fernau aus. Aber ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich habe gar nicht den Muth, um Verzeihung zu bitten, gar nicht den Muth, Ihrer Schwester wieder unter die Augen zu kommen!“

„Doch,“ sagte Dornack; „was haben Sie denn verbrochen?“

„Ich habe — ja, ich will es Ihnen gestehen, Sie sollen dann selbst urtheilen, in welcher Lage ich bin — ich habe, weil ich sehr bald Ihre Bedientenmaske durchschaute, und weil Sie dann mit dem Wagen verschwunden waren, geglaubt, ich sei das Opfer eines Complots, an welchem Sie und Ihre Schwester Theil genommen!“

„Teufel!“ sagte der junge Mann erröthend, „das ist stark!“

„Ich hasse, ich verachte mich deshalb jetzt,“ fiel Fernau ein, „aber es ist so!“

„Da müßten wir uns ja eigentlich schießen,“ fuhr Dornack fort.

„Die Pistolen liegen im Wagen!“ sagte der Student auflachend.

„Wenn,“ sprach Fernau weiter, „das nur irgend etwas helfen könnte, meine Zerknirschung Ihrer Schwester gegenüber zu mildern und mir Ihrer Schwester Verzeihung zu sichern!“

„Meine Schwester hängt ein wenig an mir, deshalb glaube ich nicht,“ antwortete Dornack, „daß es der rechte Weg wäre, sie zu beruhigen. Ich denke, das Beste ist, wir nehmen nicht zu tragisch. Sie erkannten meine Verkleidung, wußten also nicht, was Sie an mir hatten, und ein Mann, dem eine halbe Million gestohlen wird, mag ein wenig argwöhnisch sein! Ich bin nie in einer solchen Lage gewesen, werde auch nie in eine solche kommen. Deshalb will ich nicht über die Gedanken und Gefühle eines Mannes urtheilen, der darin ist, und will großmüthig Ihnen verzeihen!“

„Das ist brav und groß von Ihnen ... aber Ihre Schwester!“

„Da Sie mir Ihre Neue so aufrichtig an den Tag legen, will ich Ihnen versprechen, meiner Schwester nicht zu sagen, welch frevelhaften Gedanken Sie gehegt!“

„Aber ich, ich hab' es in meiner größten Aufregung ihr gesagt!“

„Best! Das hätten Sie bleiben lassen sollen!“

„Sehen Sie nun, wie unglücklich ich bin!“

„Die Hauptfache, ja — aber kann alles Gold in einer so verzweiflungsvollen Lage trösten?“

Dornack warf einen beobachtenden Blick auf seinen Nachbar neben ihm. In der Verzweiflung, die sich deutlich genug in Fernau's Zügen aussprach, mochte etwas liegen, das eine gewisse Heiterkeit in ihm hervorrief. Er lächelte, als er jetzt über den Rücken der Pferde seine Peitsche knallen ließ.

„Hoffen wir das Beste von den veröhnlichen Gesinnungen meiner Schwester für Sie,“ sagte er dann. „Ich denke, wenn Sie anders meine Zursprache bei ihr wollen, ich habe einen Zauberspruch, der sie besänftigen wird!“

„Und welcher ist das?“

„Sie werden sehen,“ versetzte der Student.

Ein Reiter kam ihnen entgegengeprengt; es war ein Gen darm, den die Obrigkeit im Städtchen jetzt in Bewegung gesetzt hatte. Man winkte ihn heran, theilte ihm die Rettung des Wagens mit und ließ ihn dann seinen Weg fortsetzen, um nach dem Verwundeten zu sehen.

Und endlich kam man in das Städtchen zurück. Fernau's Herz schlug hoch, als er die Treppe vor dem Posthause hinaufstieg, vor dessen Portal der Postmeister und der Bürgermeister standen und sich noch immer über den Fall und die Maßregeln, die er nöthig machen, und die Art, wie man die ausgefetzte Belohnung gewinnen könne, unterhielten. Sie waren äußerst überausacht, Fernau mit dem Wagen zurückkommen zu sehen und verlangten durch hundert hastige Fragen Auskunft; Fernau beschränkte sich darauf, von dem Bürgermeister zunächst eine polizeiliche Ueberwachung des Wagens zu verlangen, und versprach ihm dann, mit dem Studenten zu ihm kommen und ihm alle Einzelheiten zu Protokoll geben zu wollen.

„Aber Gott sieh mir bei, wenn ich vor der Obrigkeit erscheinen soll,“ flüsterte Dornack Fernau zu.

„Fürchten Sie nichts,“ versetzte Fernau, „ich stehe für Alles ein — kommen Sie zu Ihrer Schwester!“



„Sie haben mir sehr wehe gethan!“ sagte sie stöhnend . . . „aber wenn es wahr ist, was mein Bruder sagt, so muß ich Ihnen wol verzeihen und Frieden geben. Stehen Sie auf und lassen Sie endlich mich hören, wie Alles zugegangen ist.“

Fernau sprang auf. „Sie geben mir das Leben wieder,“ sagte er. „Lassen Sie sich von Ihrem Bruder erzählen, wie Alles zugeing, wie er, er allein es vollbracht — ich will unterdessen dafür sorgen, daß Ihre Angst um Ihren Bruder ein rasches Ende finde. Darf ich in Ihrem Zimmer hier schreiben?“

„Gewiß — ich will Ihnen Schreibzeug bringen lassen.“ Sie ging zur Kistling, und als das Aufwartemädchen eintrat, gab Fernau ihr den Auftrag an den Postmeister, er solle sofort eine Stafette bereit machen, und den Befehl, Schreibmaterial zu bringen. Während nun Dorned seiner Schwester ausführlich das ganze Abenteuer erzählte, begann Fernau zu schreiben; er meldete die Rettung der halben Million durch Günther Dorned an seinen Chef und verlangte von diesem, daß er ohne Verzug einen mit allen nöthigen Visas versehenen Paß zur ungehinderten Rückreise nach Heidelberg für Dorned bei dessen Geländten auswirke und dann Schritte thue, um in möglichst kurzer Zeit von der Regierung des jungen Mannes zu dessen Belohnung eine Verfügung zu erwirken, wodurch alle und jede Verfolgung gegen denselben eingestellt und niedergebrosen werde.

Die Stafette ging nach einer halben Stunde mit dieser Depesche ab.

Fernau und Dorned begaben sich dann zum Bürgermeister, der, nachdem er Einsicht von Fernau's Empfehlungsschreiben an die Polizeibehörden genommen, nach den Verhältnissen des Studenten weiter nicht forschte und die Depositionen der beiden Männer aufnahm, welche zur Verfolgung der Postkellere nöthig waren.

Und dann, dann mußte man warten in dem kleinen Städtchen und sich einrichten in dem alten Posthause, und sich die Zeit vertreiben so gut man konnte, bis die Antwort da war von dem großen Baron in Frankfurt. Frau von Bernard hatte also volle Muße, auf Fernau's Haupt glühende Kohlen zu sammeln und ihn doch trotz dieser Strafe so glücklich zu machen, wie er sich unglücklich gefühlt in jenem Augenblicke, als er neben seinem zusammengebrochenen Pferde in heller Verzweiflung auf der einsamen Chaussee gelegen. Und als des Barons Antwort kam — eine Stafette brachte sie in der zweiten Nacht — mit Glückwünschen, daß das Abenteuer so gut abgelaufen, mit dem geforderten Passe in schönster Regel und Ordnung — da hätte der Baron seinem Angestellten auch zugleich zu der Braut Glück wünschen können, die er am Ende des Abenteurers gefunden!

Am nächsten Morgen fuhren zwei Kaleschen vor dem Posthause vor; die eine bestieg Frau von Bernard mit ihrem Bruder, um diesen nach Heidelberg zu geleiten, von wo sie wieder nach Frankfurt zurückkehren wollte. Fernau bestieg die seine, auf deren Vordach ein strammer königlich bayerischer Gendarm saß, um die Weiterreise nach Wien fortzusetzen. Nach vierzehn Tagen war er zurückgekehrt und als er zu seiner Braut eilte, sie zu begrüßen, konnte er ihr zugleich das schönste Geschenk überreichen, das er ihr machen konnte: die Begnadigung ihres Bruders.

Von den beiden Postkellern hat Fernau nie wieder etwas gehört. [1659]

### Sprengöl.

Im Handel und Wandel und auch auf den Toiletentischen der Damen findet man neuerdings häufig Glycerin, eine milde, weiche, unschuldige Flüssigkeit, die, heilkünftig gesagt, als das wohlfeilste und beste Mittel zur Verschönerung der Haut empfohlen werden kann. Glycerin, wie man den Abfall von Oelen und Fetten bei ihrer Verarbeitung zu Seifen und Lichten nennt, ist allerdings schon seit beinahe einem Jahrhundert bekannt, wurde aber viele Jahre lang als ein unbrauchbares Ueberbleibsel betrachtet. Erst die neue wissenschaftliche Industrie, die fast alle Abfälle zu verwenden und zu verwerthen weiß, lernte auch das Glycerin für die verschiedensten Zwecke zu benutzen. Einer der merkwürdigsten Industrie- und Handelsartikel aus Glycerin ist das sogenannte Sprengöl, das aus einer Mischung von Schwefel und Salpetersäure mit Glycerin besteht und erst 1847 von dem Italiener Sobrero entdeckt ward. Es blieb aber dem schwedischen Ingenieur Alfred Nobel vorbehalten, die Möglichkeit dieser Mischung für Sprengung von Felsen, in Steinbrüchen, Bergwerken und bei Eisenbahnen nachzuweisen. Er ließ sich die praktische Verwendung in Schweden, Preußen, Frankreich, England und den Vereinigten Staaten patentiren und fabricirt Sprengöl seitdem im Großen für allerhand Mineurzwecke, da es bedeutende Vorzüge vor dem Schießpulver hat. Seit einem Jahre wird es in den Zinnbergwerken von Altenberg, bei Hirschberg in Schlesien zur Sprengung eines Eisenbahntunnels u. s. w., besonders aber in England und Amerika benutzt. Welch eine furchtbare Explosionskraft in diesem Sprengöl schlummert, hat man im vorigen Frühjahr durch ein ungeheures Unglück bei Aspinwall, dem Hafen an der Ostküste der Landenge von Panama, erfahren; dort explodirte nämlich das große neue Dampfschiff „Europa“, indem einige siebenzig Büchsen Sprengöl, die es an Bord hatte, Feuer fingen. Die Wirkung war so furchtbar, daß nicht nur das ganze Schiff selbst zerstört, sondern auch sechzig Menschen getödtet, ein sechshundert Fuß langes Frachthaus und der größte Theil des Vollerkes zerschmettert wurden. Fast zur selben Zeit hatte in San Franzisko eine ähnliche Explosion stattgefunden und fünfzehn Menschenleben gekostet, sowie Tausende von Fensterscheiben zerschmettert.

Da dieser gefährliche Handelsartikel jetzt in großen Massen auf Eisenbahnen und in Schiffen befördert wird, ist mit Recht die Besorgniß entstanden, daß ungehinderter Verkehr mit demselben noch mehr Unglücksfälle veranlassen werde. Man hat sogar schon verlangt, daß die Fabrication dieser explosiven Flüssigkeit ganz eingestellt werden müsse; deshalb ist es gut, darauf aufmerksam zu machen, daß dieses Sprengöl viel ungefährlicher ist, als Schießpulver, dabei viel nützlicher. Das Sprengöl explodirt nicht, wenn es mit Feuer in Verbindung gebracht und angezündet wird, sondern brennt bloß ruhig und verflüchtigt leicht wieder. Selbst bis zu einem hohen Grade erhitzt, zündet es sich nicht in freier Luft. Die Gefährlichkeit beginnt erst, wenn es in Gefäßen fest verschlossen gehalten wird, und auch dann noch ist es schwer, es zum Explodiren zu bringen.

In Stockholm machte man verschiedene Experimente, um die Ungefährlichkeit desselben darzutun: man goß eine Partie davon auf eine Fläche und steckte eine rothglühende Eisenstange hinein; erst nach einiger Zeit fing es an ruhig zu brennen, aber ohne zu explodiren. Dann goß man wieder etwas von dieser Flüssigkeit in die Höhlung eines Steines und hielt ein brennendes Stück Holz hinein; es brannte ruhig und erlosch sofort wieder, als man das brennende Stück herauszog.

In Hamburg ließ man einige mit Sprengöl gefüllte Flaschen vermittelst einer Rakete über tausend Fuß hoch steigen, ohne daß es beim Herabstürzen explodirte. Auf ähnliche Weise bewies man in Stockholm durch einige Flaschen Glycerin, die gegen einen Felsen geschleudert wurden, die Ungefährlichkeit desselben. Auch bis zu einem hohen Grade erhitzte und gegen Steine geschleuderte damit gefüllte Flaschen explodirten nicht. Die Explosion kann bloß unter bestimmten Bedingungen erfolgen, so daß es in der That kunstreiche Vorrichtungen erfordert, diese zu bewirken. Das Verfahren dabei für Zwecke des Sprengens ist folgendes: Es werden in den Felsen Bohrlöcher geschlagen oder etwa schon vorhandene Spalten und Ritzen als solche benutzt, um Sprengöl hineinzugießen; dann wird ein Papierpfropfen bis ziemlich auf die Oberfläche der Flüssigkeit hineingetrieben und ein Zünder hindurch gesteckt. Auf den Papierpfropfen wird nun eine Hand voll Schießpulver geworfen und das Ganze mit etwas weißem Lehm oder Thon geschlossen, jedoch so, daß der Zünder noch hervorrage und aus der Ferne durch eine elektrische Batterie entzündet werden kann. Die Explosion, welche dann erfolgt, entwickelt eine dreizehnmal größere Expansions- oder Sprengungskraft, als eine gleiche Menge Pulver, weil sich die Flüssigkeit augenblicklich unter Entwicklung großer Hitze in lauter Luftarten auflöst, die vielhundertmal mehr Raum einnehmen, während sich bei Entzündung des Schießpulvers nur ein Theil in Luft verwandelt und die übrigen als Kohle und Rauch zurückbleiben. Da der ungeheure Raum, den die plötzlich entwickelten Gase einnehmen, augenblicklich geschafft werden muß, so wird jedes Hinderniß auch mit unüberwindlicher Heftigkeit und blitzartiger Geschwindigkeit beseitigt. Zu solcher Explosion aber, wie wiederholen es, um nöthige Befürchtungen vor dieser im Handel und Wandel, auf Eisenbahnen und Dampfschiffen neuerdings vielfach vorkommenden Flüssigkeit zu beseitigen, ist zunächst luftdichter Verschluss und dann directe Entzündung nöthig, da sie an sich weder durch Feuer allein, noch durch Schlägen, Stößen und Schütteln zu der gefährlichen Entwicklung der ihr innewohnenden gefährlichen Kräfte gebracht werden kann.

Aus diesem Grunde und um unsere Leser über die wahre Natur eines neuen sogenannten „feuer- und lebensgefährlichen“ Stoffes aufzuklären, haben wir geglaubt, auch das Interesse derjenigen für einen Augenblick in Anspruch nehmen zu dürfen, auf welche mit Sicherheit vielleicht nicht zu rechnen wäre, wo es sich nur um Sprengarbeiten in Bergwerken und Tunneln handelte. [1674]

### Robert Burns und Hochland-Mary.

Von Julius Rodenberg.

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!  
Mein Herz ist im Hochland, im waldigen Revier!  
Da ja! ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,  
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'!

Wer kennt sie nicht, diese Verse — wer hat sie nicht gesungen und sagen hören, oder selbst schon gesagt und gesungen, wenn das Herz voll war von Sehnsucht und Heimweh, beim Abschiede und in der Ferne. . . dieses Lied von Schottlands bestem Dichter, welches, durch einen unserer besten Dichter verdichtet, fast deutsches Volkslied geworden ist . . .

Mein Norden, mein Hochland, leb' wohl, ich muß ziehn!  
Du Wiege von Allem, was stark und was thün!  
Doch, wo ich auch wandre und wo ich auch bin,  
Nach den Hügeln des Hochlands steht allzeit mein Sinn!

So klingt das Lied und trägt den Geruch von Haidekraut, diesen unbeschreiblich süßen Duft des Hochlandes, mit sich durch alle Zeiten und alle Länder. Wer selber einmal dort gewandert, im Vaterlande des Dichters, und dem Tone seiner Lieder gelauscht hat, dort in seinen heimatlichen Thälern, wo die Mädchen des Hochlandes sie singen an den rauschenden Strömen und Bächen und der Schäfer in Blaid und Philabeg sie bläst auf dem einsamen Moor, in der rüthlich blühenden Haide — dem schwillt wol die Seele von seltenem Weh; und wer nie dort gewesen, den ergreift es mit sehnüchtiger Gewalt, denn der ganze Zauber, all' die milde, wunderbare Musik des Hochlandes ist in den Versen . . .

Lebt wohl, ihr Gebirge, ihr Hümpel voll Schnee,  
Ihr Schluchten, ihr Thäler, du schäumender See,  
Ihr Wälder, ihr Klippen, so grau und bemooft,  
Ihr Ströme, die zornig durch Felsen ihr toft.

Und der sie gesungen, diese Verse, war ein Bauer, von armen Aeltern in einer Lehmhütte geboren, an harte Arbeit gewöhnt von Jugend auf, zwischen mühseliger Aussaat und kümmerlicher Ernte erwachsend und seine schönsten Lieder dichtend, indem er hinter dem Pfluge ging. Ja, unsterblich, unter den großen Dichtern aller Völker und Jahrhunderte der größten Einer, hat Robert Burns sein Lied gesungen, „unwissend, daß er's singe“, — ohne Kenntnisse, ohne Gelehrsamkeit, fast ohne Bildung, aber aus dem vollen Herzen des Volkes. Sein Leben war kurz und — traurig; brauchen wir es hinzuzufügen? Reich ausgestattet mit all den glänzenden und gefährlichen Gaben des Genius, wandelte er, planlos, wie auf Wiesen, seinen Pfad, ohne Nachdenken, den Inspirationen des Augenblicks folgend; so weichherzig, daß er weinen konnte, wenn er beim Pflügen das Nest einer Feldmaus zerstörte, und so leichtsinnig, daß er immer mit Armuth und Nahrungsorgen zu kämpfen hatte. „Er sang sein Lied, und starb.“ Das ist seine ganze Biographie.

Aber ein lieblicher Stern strahlte in sein sonst so dunkles Leben: die Liebe zu einem Mädchen, das dem Volke angehörte, wie er. Selten hat ein reineres, schöneres, unschuldigeres Verhältniß zwei Menschenseelen verbunden, als die Liebe von Robert Burns und Mary Campbell. Leser oder Leserin! Wenn du das wundervolle Lied hörst, von Freiligrath übersetzt und von Mendelssohn componirt, jenes herrliche Duett, das mit seinen zwei Stimmen so mächtig durch die Seele geht:

Ich fah' ich auf der Haide dort  
Im Sturme dich, im Sturme dich,  
Mit meinem Mantel vor dem Sturme  
Beschüzt' ich dich, beschüzt' ich dich!

... wenn du es hörst, so denk', daß ein schottischer Bauer es war, der für ein schottisches Milchmädchen es gedichtet! Als Robert Burns 25 Jahr alt geworden, da starb sein Vater, die Familie in der drückendsten Noth zurücklassend. Aus der kümmerlichen Hütte am Wege vertrieben, da, wo jetzt, von Tausenden besucht, das Monument des Dichters steht, wanderte die Mutter mit ihren beiden Söhnen aus, um einige Meilen weiter ein paar düstige Aecker Landes in dem Thale zu pachten, in welchem das flüßchen Ayr durch romantische Ufer rauscht. Die Landschaft ist begauernd. In der Ferne schimmert die See. Hohe Bäume rahmen das Dörfchen Tarbolton ein, das am Hügelrande liegt; und durch eine Lichtung im Walde sieht man das

Schloß Coilsfield, in welchem die Grundherren dieser Gegend die fürstlichen Montgomeries residiren. Auf diesem Schlosse war Mary Campbell Milchmädchen, als Robert Burns mit seiner Mutter und seinem Bruder Gilbert in die kleine Farm einzog, welche etwa halb Weges zwischen dem Schlosse und dem Dörfchen liegt. Jetzt wol kommt manch ein Reisender weit her, um diesen Schauplatz zu besuchen, welchen der Dichter verewigt hat, und mit Behmuth lauscht er auf die Geschichte von Robert Burns und Hochland-Mary.

In dem Gedächtniß aller Thalbewohner lebt wie eine kleine Sage die Erinnerung an das Mädchen, welches die Poesie von Schottlands populärstem Dichter umstrahlte. Sie war voll schlichter Anmuth, voll Liebe, voll Hingebung; ahnungslos legte sie ihr blondes Köpfchen an das Herz, das von unsterblichen Gelüsten klopfte. Kein Unterschied des Ranges stand zwischen beiden; treuherzig reichte der Bauer seine Hand und freudig nahm sie das Milchmädchen an. Der Tag der Hochzeit ward verabredet, Mary wollte nur noch in das weiltliche Hochland hinauf, nach Argyllshire, zu ihren Aeltern und Verwandten, die dort wohnten, um deren Einwilligung und Segen zu bitten. Hier war es an dem Ufer des Ayr, und auf den zweiten Sonntag im Mai, wo die Liebenden sich zum Abschied trafen. Es war ein einsamer Ort, wo das Bächlein Fyale unter säuselnden Birken mit dem Fluß sich verbindet.

Wie blühte frisch der Birken Grün,  
Des Weisbooms Blütenprophen,  
Als unter ihren Schattien  
Sie an mein Herz geschlossen!  
Auf Engelsflügeln fühl' ich mild  
Die goldne Zeit entschweben,  
Denn theurer war mir als die Welt,  
Hochland-Marie, mein Leben!

Schön war der Tag und lang der Abschied; und nun, zum Lebewohl, auf beiden Seiten des schmalen Wassers stehend, tauchten sie ihre Hände in die klare Flut, wuschen sie und schwuren dann auf einer Bibel einander ewige Treue. Dann gingen sie — saßen einander niemals wieder. Mary Campbell starb. Diese Bibel und eine Fledche von ihrem langen, goldenen Haar sind Alles, was von ihr geblieben.

Zehn Jahre überlebte Burns den Tod der Geliebten — zehn Jahre, vielleicht die glänzendsten, die ihm beschieden. Denn nun hatte sich sein Ruhm verbreitet; seine Gedichte, aus der obskuren Presse einer kleinen Landstadt hervorgegangen, hatten die Augen aller Welt auf den ländlichen Sängler gelenkt, die Großen feierten ihn, die Schönen warben um seine Hülfe, seine Reise nach Schottlands Hauptstadt glich einem Triumphzuge. Doch der süße Leitstern seines Lebens war verblühen. Freude, Liebe, Bewunderung — er genoß es noch in reichem Maße; aber nur, um ärmer, zertrütert in die Heimat zurückkehren, den Todeskeim im Herzen. Der Tag, an welchem der Tod von Mary Campbell sich jährte — es war ein Tag im Herbst 1789, verbrachte er still, im Feld seiner Erntearbeit nachgehend; aber als das Zwielicht tiefer ward, da war es, als ob er über Etwas trauere, er ging hinaus in den Hof und in die Scheune — schon war es es kalt und seine Angehörigen saßen am Kaminfeuer. Sie riefen ihn mehrere Male, aber er kam nicht; endlich, als es ganz dunkel geworden, fand man ihn auf einem Strohhause, seine Augen fest auf einen Stern gerichtet, „welcher schien, wie ein anderer Mond“. Hier hatte er seinen Schmerz um die Todte in den schönsten Versen ausgeschluchzt, die seiner Seele je entströmt sind. Als er auf das Zureden der Seinen in das Haus zurückgekehrt war, verlangte er Papier und Feder, und schrieb, genau wie es jetzt steht, das Gedicht „An Marie im Himmel“.

Noch säumst du, Stern, mit mattem Strahl  
Dem Morgenroth voranzusiehn;  
Bringst wieder mir den Tag einmal,  
Der mir vom Herzen riß Marien.  
O theurer Schatten, o Marie  
Wo weilst du jetzt in sel'ger Luft?  
Siehst du den Liebsten trauern hier?  
Hörst du die Seufzer seiner Brust?

Das Gedicht, dessen Anfangstrophe wir hier mitgetheilt haben, gilt für das ergreifendste von Burns' Liedern, wie die Liebe zu Mary Campbell die schönste und rührendste Stelle in Burns' Leben ist. Seine Neigungen, nachdem sie ihm genommen, waren irdischer Natur; aber die Leidenschaft für Hochland-Mary war ebenso rein, als sie glühend und ewig war. Sie dämmerte auf ihn wie Licht von oben, und gab seinem Gesange und seiner Seele einen Ton verhaltener Sehnsucht, die nicht mehr gestillt werden sollte, als am Tage seiner Wiedervereinigung mit der zu früh Geschiedenen. Er starb in seinem 38. Jahre, und der weltgefeierte Dichter hielt, was er dem schlichten Mädchen versprochen:

Im stillen Grunde schlüft das Herz  
Das Liebe mir gegeben;  
Doch ewig löst in meiner Brust  
Hochland-Marie, du Leben!

Sehr viele deutsche Dichter (auch Goethe, man sehe sein: „Gutmann und Gutweil“) haben einzelne Lieder von Burns übersezt; als vollständige Sammlung ist die von Professor Karl Bartsch in der „Bibliothek ausländischer Klassiker“ neuerdings (1866) veröffentlichte am meisten zu loben und zu empfehlen. Wir haben ihr die Strophen aus „Hochland-Marie“ und „Marie im Himmel“ entlehnt. [1664]

### Die Farbenharmonie in der Natur.

Von Rudolph Adams.

„In der Natur tritt uns Alles harmonisch entgegen“, ist eine recht geläufige Redensart, die gewissermaßen zum erwiesenen Grundsatz erhoben worden und auch Anwendung auf die Farbenwelt gefunden hat. Sehen wir uns die Sache indeß etwas genauer an.

Weil die Farben in der Natur ohne Gewalt, sanft und ruhig, auf unser Auge einwirken, so sind wir geneigt zu glauben, dies sei die Wirkung einer harmonischen Vertheilung der verschiedenen Farbentöne über die Körperwelt, was jedoch mit nichten der Fall; der befriedigende Eindruck, den wir den Farbenscheinungen in der Schöpfung verdanken, hat im Allgemeinen ganz andere Ursachen, als die eines wirklichen harmonischen Zusammenklagens der Töne.

Nicht allein nicht immer, sondern wol nur in den seltensten Fällen tritt uns die ungenügsamste Natur in vollkommen harmonischem Farbenscheide entgegen und Mißtöne im Einzelnen und noch öfter Mangel zur harmonischen Befriedigung durchaus notwendiger Töne, kommen in derselben nur zu häufig vor. „Woher aber kommt dann der befriedigende Eindruck, den wir von der Färbung der Natur im Ganzen empfangen?“ wird man fragen; wir wollen die Erklärung geben und daraus ein wichtiges Gesetz für die Behandlung des Farbengebiets herleiten.



Einmal treten die Farben in der Natur, wie wir es in einem früheren Artikel bereits ausgesprochen haben, nur äußerst spärlich in ihrer vollen Kraft und Reinheit auf und wo es der Fall ist, da wirkt die Alles umgebende graublau Luft mildernd auf sie ein, und zwar in demselben Maße, wie sich das Gesichtsfeld erweitert, d. h. je ferner wir uns von den Gegenständen befinden, die Luft also an Masse zunimmt. Dieses spärliche Auftreten ganz reiner, resp. das Vorherrschende gebrochener oder mit Grau gedämpfter Farben, läßt zunächst Alles zu einer ruhigen Masse zusammenfließen.

Zu dieser äußerlichen Wirkung gesellt sich dann die merkwürdige Eigenschaft oder das Bestreben unseres Auges, überall die Gegenfärb- oder harmonische Farbe eines dem Auge ausgeprägten entgegengesetzten Tones selbstthätig hervorzu rufen, wenn diese nicht schon vorhanden.

Es ist nämlich eine bekannte Erfahrung, daß ein grauer

Papierstreifen auf farbigem Grunde complementär zu demselben, d. i. in der Farbe erscheint, welche mit jener des Grundes zusammen, als farbige Strahlen, weißes Licht bilden würde; das Auge bestrebt sich demzufolge, die zur Bildung von weißem Lichte fehlende Farbe zu ergänzen.

Kommen nun in der Natur wirklich Töne vor, die nicht zu einander passen oder nicht miteinander harmoniren, so findet das Auge in der mit Grau gedämpften Färbung des Ganzen irgend einen Ort der Nachbarschaft, welcher die Stelle des vorgenannten grauen Streifens vertritt und Gelegenheit bietet, den fehlenden Ton hervorzurufen und das Gleichgewicht herzustellen; in Wahrheit aber ist dieser Ton nicht vorhanden.

Da im Uebrigen das Bedürfnis, die Gegenfärb- oder harmonische Farbe hervorzurufen und eine befriedigende Ausgleichung herbeizuführen, mit der Kraft der Farbe wächst, so liegt auf der Hand, daß bei der unbestimmten Färbung der Natur im Ganzen und Großen, die überdies noch, wie schon gesagt, durch die das Ganze in ihren grauen Schleier einhüllende Luft an Farbenintensität einbüßt, unpassende Töne um so weniger auffallen und verletzen können.

Würden wir oft die Farben, welche uns in der Natur vereint entgegen treten, in ihrer größten Kraft und Reinheit, ohne jene Dämpfung durch Grau und ohne jene mildernde Einwirkung der Luft sehen, so dürften wir häufig Gelegenheit nehmen, das beleidigte Auge von unangenehmsten Dissonanzen grellster Art oder von unvollständigen, lückenhaften, also unbefriedigenden Accorden abzuwenden. Man nehme beispielsweise nur das bunte Gefieder mancher Vögel, etwa der Papageien, wo sich mitunter Farben zusammenfinden, die anscheinend Dissonanzen nichts zu wünschen übrig lassen, wie: Blau und Gelbgrün, Gelb und Grün u. s. w.

Mangelt dem Farbenspiel der Natur aber auch die vollkommene Harmonie in der engsten Bedeutung des Wortes und dürfen wir sie nicht als Lehmeisterin in diesem Sinne betrachten, so können wir doch aus dem Entwickelten die wichtige Lehre herleiten, daß es rathsam sei, sich bei unseren Farbensetzungen vorzugsweise gebrochener Farben zu bedienen, um einerseits das Auge nicht zu überreizen und zu ermüden, andererseits einen Mangel wirklichen harmonischen Zusammenfließens der Töne unmerklich zu machen oder zu verstecken und unter allen Umständen eine scheinbare Harmonie oder vielmehr eine möglichst befriedigende Wirkung in unsere künstlichen Farbensetzungen zu bringen. In der Verwendung gedämpfter Farben und dem sparsamen Auftreten reiner und kräftiger Töne liegt mithin das Geheimniß der harmonischen Wirkung im Farbenspiel der Natur.

Wir wollen dies nunmehr an einigen Beispielen praktisch

beweisen. Man betrachte nur einen zum Theil bewölkten Himmel zu den verschiedenen Tageszeiten, z. B. bei untergehender Sonne, wo die Wolken in der Nähe des Horizonts und dieser selbst in Purpurglut leuchten; das Blau des Himmels wird durch die Wirkung des Contrastes, d. h. durch das oben erwähnte Streben unseres Auges, sofort in ein Grünliche Färbung am Horizont gebracht und nimmt eine grünliche Färbung an; zeigen sich die Wolken früher am Tage in orangefarbigem Tone, so erscheint der Himmel im reinsten Blau; tragen Wolken und Horizont einen ausgeprägt gelben Ton, so geht das Blau in ein Violett über. Die nicht beleuchteten, also in grauem Schattentone am Himmel stehenden Wolken, nehmen ebenfalls einen Stich in die Gegenfärb- oder harmonische Farbe des kräftig beleuchteten Horizonts an u. s. w.

Sehen wir ferner in einer Landschaft ein gesättigtes Roth auftreten, ohne daß die Gegenfärb- oder harmonische Farbe, Grün,

leidigt sich abwendet, so brauchen wir nur genügend zurückzutreten, bis einmal die Luft das zu Grelle der Farben gemildert hat, und dann in das erweiterte Gesichtsfeld solche ausgleichende, unbestimmt gefärbte Punkte hineingezogen worden sind; die Dissonanzen werden sich alsbald auflösen und in einer allgemeinen Harmonie, im obigen Sinne, aufgehen.

Je mehr sich übrigens die Töne an und für sich schon dem Gegensatzverhältnis nähern, um so vollkommener findet die Ausgleichung und folglich die Herstellung des harmonischen Gleichgewichtes statt.

Der rötlich gelbe Sandweg z. B. im Grünen nimmt einen ausgeprägten Stich ins Rother an, während das Grün der Umgebung, dem rothgelben oder orangefarbigem Wege gegenüber, an Blau, der Gegenfärb- oder harmonische Farbe von Orange, gewinnt.

Ein rothes Dach zwischen dem Laubwerk einer Landschaft leuchtet erst recht durch seine grüne Umgebung, welche ihrerseits wieder durch das Roth an Kraft gewinnt.

Finden sich mehrere Töne vereint, die durchaus nicht rein zusammenstimmen, wie z. B. Rothorange, Gelbgrün, Graugelb, Blau u. c. so setzt das Auge sie alle in ein harmonisches Verhältnis zu einander: Roth und Grün nehmen sich, wie dies oben gezeigt worden, gegenseitig Gelb; Graugelb wird, dem Blau gegenüber, in Orangegrau umgestimmt, während Blau einen Stich ins Violette, die Gegenfärb- oder harmonische Farbe von Gelb, annimmt und zwar geht die Farbenstimmung um so leichter vor sich, als ein Theil der Töne gedämpfter, den kräftigern gegenüber auftritt. Das Grau des Himmels und der Wolken übernimmt dann den Rest der Ausgleichung.

Auf solche Weise also wird der einen Farbe an Kraft und Wirkung genommen, was der andern fehlt und dieser zugefügt, bis das Auge schließlich alle vorhandenen Töne ins Gleichgewicht gebracht hat und die allesumgebende Luft als vermittelndes Prinzip die harmonische Verbindung vollendet; dies wird um so vollkommener der Fall sein, je größer der Theil aus der Natur ist, den wir betrachten.

Hinsichtlich der musikalischen Töne findet unter Umständen ein ähnliches Verhältnis natürlicher, durch das Streben des Gehörsinnes nach harmonischer Ausgleichung herbeigeführter Harmonie statt, mit dem Unterschiede jedoch, daß unser Ohr dabei nichts Fehlendes zu ergänzen, sondern nur Vorhandenes in die rechten Beziehungen zu einander zu bringen hat.

Eine möglichst vollkommene Aeolsharfe z. B. gibt in dem regellosen Durcheinander der Töne meist wunderbare Harmonien, die sich allerdings nicht unter die speciellen Regeln unserer Theoretiker in der Musik bringen lassen, nichtsdestoweniger aber vollständig befriedigend auf das Gemüth wirken. Eine bestimmte Richtung der Empfindung im Einzelnen kann dabei freilich nicht verfolgt werden — es sind gleichsam Melodien und Harmonien aus einer überirdischen Welt, die wunderbar ergreifen, ohne daß man sich Rechenschaft über ihre besondere Natur geben könnte, aber derart fesseln, daß man sich schwer von solcher Sphärenmusik zu trennen vermag. Wir erinnern an die herrliche Aeolsharfe auf der Burg „Weibertreu“ bei Weinsberg im Jartreise, auf deren Zinnen wir eine halbe Sommernacht in fremder Welt verträumt.

Kann nach dem oben Gesagten eine wirklich vorhandene Harmonie der Farben in der Natur nicht oder doch nur höchst selten nachgewiesen werden, so ist sie wenigstens für unser Auge vorhanden, was zur Befriedigung des Gemüths hinreicht, weshalb wir uns ein praktisches Hauptgesetz für die Anwendung der Farben merken und uns jener schon in der Harmonie verschließen wollen, indem wir von der Natur den Grundsatz adoptiren: reine Farben nur sehr sparsam und zwischen



Robert Burns und Hochland-Mary.  
Zeichnung von D. Wisniewski.

Den Tag vergeh ich nimmermehr  
Den heiligen Gai, ach! wo wir Beiden

Uns trafen am gewundenen Ahr —  
Ein Tag zu lieben und zu scheiden.

„An Mary im Himmel.“

daneben erschiene, wie etwa grünes Laub, so setzt das Auge alsbald irgend einen unbestimmten, graulichen Ton der Nachbarschaft in ein Gegensatzverhältnis zu dem Roth und gibt ihm einen Stich ins Grünliche. Dazu bietet sich vielfach Gelegenheit in mehr oder minder grauefarbigem Mauerwerk, Schieferdächern, Grau der Wolken und des Himmels, beschatteten Wegen u. c. Ist die sich vordrängende Farbe nicht Roth, sondern eine andere, so spielen jene unbestimmten Töne in deren Gegenfärb- oder harmonische Farbe und so erscheint derselbe Ton bald rötlich, bald gelblich, bläulich, grünlich u. s. w.

Befinden wir uns vor einem Blumenbeete, auf welchem die Farben keineswegs nach den Gesetzen der Harmonie zusammenstehen, so, daß unser Auge von der Zusammenstellung sogar be-



diesen eine entsprechende Anzahl unbestimmter, in Graue spielender Töne anzubringen, weil der geringste Versuch gegen die Gesetze der Harmonie bei ganz reinen und intensiven Farben sich sofort bemerkbar macht und selbst eine vollkommen harmonische Farbenverbindung, wie etwa die des prismatischen Sonnenbildes, wenn sie nur aus reinen Farben besteht, schließlich dennoch ermüdet und abspannt, da die Ruhepunkte für die Empfindung fehlen und deshalb eine Befriedigung des Gemüthes für die Dauer unmöglich wird; ja wir müssen in unseren Farbenzusammenstellungen, die stets im Kleinen stattfinden, diesen Grundsatz um so mehr festhalten, als bei der Einschränkung des Gesichtsfeldes die Gelegenheit zur Ausgleichung der Töne ohnehin nur in geringerem Maße geboten werden kann.

### Unter Mozart's Büste.

Kalkbrenner und Hummel — das sind zwei Namen besten Klanges in der Tonkünstlerwelt. Die Sonaten des Einen und das weltberühmte Mondo des Andern werden noch lange die musikalische Bibliothek jedes Clavierpielers schmücken, welcher die reine, klassische Muse liebt. Es ist wahr, sie gingen nur wie zwei schöne, freundliche Sterne am Musikhimmel auf, als die großen majestätischen Sonnen Beethoven's und Mozart's daran untergegangen waren; aber obwohl bescheidener, wandelten sie nichtsfürwahreren ehrenhaft für sich und ruhmvoll für die Kunst ihre Bahn, und wie sie sich darauf begegneten, soll hier erzählt werden.

Auf dem Stephansthor in Wien schlug es eilf. Ein Diener des Fürsten Nikolaus Esterhazy trat in das Cabinet seines Gebieters, um einen jungen Menschen zu melden, der sich durchaus nicht wolle abweisen lassen. „s ist halt ein Musikant, wie ihrer tagtäglich ein Duzend zu Ew. Durchlaucht kommen, soll er —“

„Hereingelassen werden, sofort,“ fiel der Fürst dem Diener in die Rede.

Der nun eintrat, in bescheidener Haltung, war ein Jüngling mit gelocktem und über die Schulter herabwallendem Haar, und mit Augen sanft und tief wie das Augenpaar einer Raphaelischen Frauengestalt. Schnell erhob sich der Fürst und kam ihm entgegen, ihm herzlich die Hand bietend: „Nepomuk Hummel! — Willkommen in Wien!“

Freudigst übernahm blickte Hummel auf: „Ich habe das Glück von Ew. Durchlaucht gekannt zu sein?“

„Als ob der Liebte Mozart's meiner Beachtung hätte entgehen können! Fürchte ich doch schon, Sie wären Wien untreu geworden. Was führt Sie zurück, was zu mir?“

„In Prag vernahm ich, daß der Kapellmeister des gnädigsten Herrn plötzlich gestorben, und drum eilte ich her —“

„Ja, ja,“ unterbrach Esterhazy, „ich habe viel an dem braven Manne verloren. Wären Sie nur drei Tage früher gekommen, lieber Hummel; Kalkbrenner kam inzwischen zu mir, er bat um die Stelle....“

Da ward jener bleich bis in die Lippe und, nach seinem spitzen Hute greifend, rief er mit gepreßter Stimme: „Kalkbrenner! Ja, ja, er soll ein großer Künstler sein ... ist doch die ganze Welt seines Ruhmes voll! — ich konnte mich vermaßen, ich konnte nur zu hoffen wagen — o verzeihen Ew. Durchlaucht meiner Jugend, meiner Unerfahrenheit!“

„Nicht so, junger Freund,“ versetzte erhobenen Tons der Fürst; „ei, warum diese Muthlosigkeit? Es ist wahr, Kalkbrenner bat um die Stelle, doch zugesagt ist sie ihm noch nicht. Kommen Sie, Hummel, in den Musiksaal. Ich muß Sie hören. Sie zaudern? Nicht doch, kommen Sie nur!“

Und er hatte wirklich einige Mühe, ihn zum Mitgehen zu bewegen. Der bloße Name Kalkbrenner's wirkte, obgleich er seinem Spiele noch nie gelauscht hatte, so niedererschlagend auf Hummel, daß er es nur mit seiner Weisheit vereinbar hielt, der Einladung des gütigen Fürsten nicht Folge zu leisten. Aber Esterhazy ergriß seinen Arm und führte ihn durch eine Reihe kleinerer Gemächer bis vor die Thür des Musiksaals und rief, indem er öffnete, in herzlichstem Tone aus: „Mein junger Freund, möge die Muse der Tonkunst Ihnen lächeln!“

Da fiel Hummel's erster Blick auf die zwei Klaviere inmitten des Saals, und plötzlich kam es über ihn wie neuer Muth und er glaubte Mozart's Stimme zu hören: „Vorwärts!“ Und da lag er vor dem einen Instrumente sich nieder und griff mit Ruhe und Sicherheit in die Tasten.

In den nächsten Sessel hatte sich der Fürst geworfen. Mit Dankbarkeit muß man an das Wirken dieses Mannes denken, der stets unter die Besten Oesterreichs gezählt werden wird. Er war der Gönner der Maler und Musiker; die von ihm im Gartenpalaste in der Vorstadt Mariahilf gegründete herrliche Gemälsammlung und tausend Briefe seiner musikalischen Zeitgenossen legen ein bereites Zeugniß dafür ab. In Eisenstadt, seiner Sommerresidenz, wo er Haydn's Gebeine mit orientalischer Pracht besetzen ließ, schuf er einen Tempel der Tonkunst, und jener Musiksaal, in dem jetzt Hummel spielte, war weit über Wien hinaus berühmt.

Blau, mit silbernen Blumenguirlanden ausgelegt, waren die Wände dieses Saales, und von der Wölbung, die ein Apoll im Kreise der Musen zierte, blickten auf mattem Grunde goldene Sterne hernieder. Seidene Sessel um die ein wenig höher stehenden Klaviere, und dahinter ein rothsammetner Vorhang, den eine Lyra schmückte. Wer diese Gardine zurückschlug, blickte, wie des Fürsten Freunde scherzend sagten, in das „Zimmer der Unsterblichen“: in eine tiefe und hohe und gewölbte Nische, deren Dach aus blauem Glase bestand. Und so wurden die Büsten Mozart's, Haydn's, Gluck's, Händel's, Pergolese's, Palestrina's und anderer Unsterblicher, die hier von den Wänden schauten, mit blauem Lichte übergoßen; es war wie in einer Kirche in diesem engen Raume, so still und feierlich .....

Das Stück war zu Ende; der Spieler ließ die glühende Stirn in die Rechte sinken. Er wagte nicht aufzublicken, denn Esterhazy schien tief in Gedanken versunken, er regte sich nicht, er sprach keine Silbe.

„Stehen Sie Kalkbrenner nach,“ begann er endlich, während Hummel ihm fast hörbar pochenden Herzens lauschte, „oder auf derselben Stufe mit ihm — um die Wahrheit zu sagen, ich bin nicht im Stande, das zu entscheiden. Ihre Spielweise ist eine so gänzlich andere, doch darum nicht minder berechnete; natürlich, Sie sind ja unseres Mozart's Schüler.“ Er redend, drehte er an dem Brillant, der an seiner Rechten funkelte, ein Zeichen, daß er dabei über eine eben in ihm aufgestiegene Idee nachsann. Und wirklich berührte nun ein Antrag Hummel's Ohr, der diesen, so hoch erfreulich er auch für ihn war, dennoch in eine nicht geringe Bestürzung versetzen mußte: „Wie gesagt, zwischen Ihnen und Kalkbrenner kann ich nicht entscheiden; das mögen An-

dere an meiner Statt thun. Ich werde eine Gesellschaft laden, und vor dieser sollen Sie Beide spielen. Das Urtheil dieser soll es entscheiden, wen ich fortan meinen Kapellmeister werden nennen dürfen: Hummel oder Kalkbrenner?“

Mit einem bedauernden Lächeln, das dem „armen jungen Manne“ galt, vernahm Kalkbrenner, mit Hummel, dem damals noch so wenig Bekannten, um die Kapellmeisterstelle „spielen“ zu sollen. Sofort erklärte er, daß er Willens sei, sich dem Urtheile der Herrschaften zu unterwerfen. Und je näher die entscheidende Stunde heranrückte, je gewisser sah er sich schon an der Spitze der Kapelle; während Hummel, der ruhe- und rastlos durch die Straßen eilte, aus Hoffnung wieder in Muthlosigkeit versiel und endlich, als der Abend erschienen war, gleich einem schon Besiegten nach dem Palast schwankte.

Er hatte Mühe, sich den Weg durch die Carossen zu bahnen, die vor das Portal rollten. Einer der zahllosen gallonirten Diener führte ihn auf einer Seitentreppe in das Marmorzimmer, und als da sein erster Blick auf seines Mozart Büste fiel, da vergaß er völlig die Umgebung und den Mann zu grüßen, der ihn leicht hin durch das Vorgnong betrachtete.

Erst als darauf der Fürst den rothsammetnen Vorhang zurückschlug und mit den Worten herzu trat: „Ich ließ die Herren hier hereinführen, weil ich glaubte, Sie würden der Sammlung bedürfen“ — da erst bemerkte Hummel seinen Rivalen, gegen den er sich nun tief verneigte.

Kalkbrenner dankte, indem er langsam das Haupt sinken ließ. Währendes war Esterhazy wieder zur Gesellschaft zurückgekehrt. Und abermals küßte sich der Vorhang. Mit der Bitte, Kalkbrenner möge beginnen, erschien der Hausorgmeister.

Kalkbrenner trat sofort in den Saal. Ihm, der sich seit Jahren fast allabendlich in den vornehmsten Kreisen bewegte, imponirte die Pracht ringsumher weiter nicht, und nachdem er sich vor der Gesellschaft verbeugte, ließ er sich, die Handschube abstreifend, sogleich vor dem nächsten Klavier nieder und trug eine Sonate eigener Composition vor.

Hummel stand da und lauschte. „Armer Nepomuk!“ sagte er traurig zu sich selber.

Die Musik verstummte und Kalkbrenner kehrte ins Marmorzimmer zurück und der Fürst sprach, sich an die Gäste wendend: „Bardon, meine Verehrten, halten Sie noch mit jedem Urtheil zurück. Signor Hummel, darf ich bitten?“

War das ein Klang, was das ein Kreis von schönen Damen und besternten Herren! Schier wie gelendet, setzte sich Hummel an das Instrument und pries das Geschick, daß es ihn eine eigene Composition, zu der er keiner Noten bedurfte, hatte wählen lassen, denn vor seinen Augen flimmerte Alles. Aber mit jedem Takte ward er ruhiger, griff er kräftiger und muthiger in die Tasten, er sagte sich: „Du willst wenigstens deine Schuldigkeit thun und dann — gehen!“

Derweil lauschte auch Kalkbrenner. Warum war der spöttische Zug um seinen Mund verschunden? Warum dachte er nicht mehr: „Der arme junge Mann?“ Warum betrachtete er ihn nicht mehr, als er nun wieder neben ihm stand, so leicht hin durch das Vorgnong?

Jetzt erhob sich Esterhazy. „Meine Damen und Herren, entscheiden Sie.“

Alles still; man hörte das Rauschen der Fächer. „Nun?“ fragte nach einer langen Pause der nicht wenig erstaunte Fürst. „Wir können nicht entscheiden,“ lautete da von allen Seiten die Antwort. Was war zu thun? Es mußte doch eine Wahl getroffen werden! Esterhazy sann nach und dann fragte er seine Gäste, ob sie noch einen zweiten Vortrag zu hören wünschten, und die Künstler, ob sie dazu bereit wären? Und die Gesellschaft sagte „ja“, und Kalkbrenner, dessen Antlitz nicht mehr den siegesgewissen Ausdruck trug, und Hummel, dem das veränderte Benehmen seines Rivalen nicht entgangen war, sagten ebenfalls „ja“.

Und nun zum zweitenmale eröffnete Kalkbrenner den Kampf und es dächte Hummel, er sei noch ein Kind und seine Mutter singe ihn in den Schlaf; so rührte und ergriff ihn diese Musik, so liebliche Bilder zauberte sie vor sein Auge. Jetzt erhob sich Kalkbrenner und trat wieder in das Marmorcabinet, und da ergriff Hummel seine Hand und preßte sie an seine Lippen und benetzte sie mit seinen Thränen. Nicht eine Silbe sprach er dabei; aber der Andere verstand ihn doch, denn er erwiderte den Händedruck.

Eine kleine Verzögerung war dadurch entstanden. „Signor Hummel?“ ... fragte der bereits ungeduldige Fürst.

Und er schwant abermals in den Saal, nimmt Platz, beginnt — stürzt die Decke zusammen? Höhnisch grinsende Gesichter in allen Ecken? Und dort Mozart, über seinen vermaßenen Schüler weinend? „Nepomuk, halt ein! Fort, fort...“ Seine Arme zittern, vor seinem Auge tanzen die Tasten, all die Damen und Herren — er springt auf, stürzt wieder hinein in das Cabinet, ergreift seinen Hut und ruft mit bebenden Worten: „Meister! Können Sie mir verzeihen, mit Ihnen mich messen zu wollen? Ich war ein Thor und gehe beschämt!“

Da fühlt sich Hummel umarmt, an die Brust gezogen. „Nicht so, mein Freund! Ehe ich Sie spielen hörte, dachte ich nur sehr gering über meinen Rivalen; aber jetzt, Freund, siehe ich bewundernd vor Ihnen! Mag die Gesellschaft entscheiden, mag auf Sie die Wahl fallen — immerhin, Kalkbrenner bleibt bis zum letzten Athemzuge Ihr Freund!“

Hummel wagte kaum die Augen aufzuschlagen; dieser Traum war gar so schön! Aber es war kein Traum; es war die Wahrheit. Vor ihm stand Kalkbrenner, die Hand ihm entgegenstreckend, über ihm stand die Büste Mozart's, und jubelnd rief er: „Dein Freund bis zum Tode! Das schwör' ich zu den Füßen des Unsterblichen!“ .....

Und was so im Marmorcabinet sich begab, das verbarg der Vorhang, der bei Hummel's raschem Eintreten herabgefallen war, der Gesellschaft. Was mochte geschehen sein? „Mein Gott,“ flüsterten die Damen, „seine Wangen waren so bleich, als er ging...“

Bis jetzt hatte Esterhazy sich gestellt, als hätte Hummel's plötzliches Aufspringen nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht. Denn eine Stimme in seiner Brust sagte ihm, die Weiden dort im „Zimmer der Unsterblichen“ hätten einander etwas zu gestehen, was von Niemandem belauscht werden dürfe. Nun aber war der Wunsch seiner Gäste ihm Befehl. Er erhob sich und nahte sich auf den Fußspitzen dem Vorhange und küßte ihn ganz wenig und sprach dann, sich umwendend und rückwärts deutend, mit tief bewegter Stimme: „Nicht doch, meine Damen und Freunde, befürchten Sie nichts. Signor Hummel und Signor Kalkbrenner befinden sich so wohl und fühlen sich so glücklich ... Hören wir sie nicht. Sie stehen Hand in Hand unter der Büste Mozart's!“

Und wie das Ende war? Weder Hummel noch Kalkbrenner war zu bewegen, den Kampf noch einmal aufzunehmen. Jeder versicherte, zum Besten des Freundes gern nachstehen zu wollen.

Da hat denn schließlich das Loos entschieden, und Nepomuk Hummel war es, der den glücklichen Griff in die Urne gethan. Aus vollem Herzen wünschte Kalkbrenner ihm Glück, und sein Band der Freundschaft schlang sich immer fester um Beide. Lange sie in Wien blieben, eilten sie täglich zu einander, und später das Schicksal den Einen nach Weimar und den Andern nach Paris führte, da flog die Brieftaube ohne Paß und ohne hin und her. In Paris war es auch, wo Kalkbrenner im December 1837 die Nachricht empfing: „Hummel ist todt!“ Und hat er geweint wie ein Kind.

[1676]

Karl Neumann-Strela.

### Die Mode.

Das Gelächte der Herbstzeitlosen tönt in diesem Jahre „Friede! Friede!“ ein Ruf mächtiger noch als Frühlingsbotschaft. Die Stirnen glätten sich, die Brust athmet auf. In Fabriken und Werkstätten regt sich der alte Fleiß, und die Museen beginnen unterbrochenen Neigen von Neuem. Auch die Mode, die während der ersten Zeit mehr aus Takt, denn aus Schüchternheit geschwiegen hat, läßt wieder von sich hören und gibt, da mit der Landschaft sich doch auch die Menschen wandeln müssen, die Lösungen wiese den Herbst.

Was nun die Hüte betrifft, so glaubt man, daß in dieser Saison fast allgemein ein Hut getragen wird, der eine Verschmelzung der beiden so bekannten Jagons „Lamballe“ und „Fanchon“ ist. Dieser Hut, nicht weniger grazios, als der „Lamballe“, nähert diesem in seiner Garnitur, während seine Paffe dem „Fanchon“ entlehnt ist, um, mit Rücksicht auf unsere klimatischen Verhältnisse, wenigstens die Ohren zu schützen. Eine andere freilich weniger winterliche Hütfornn besteht einzig in einem kleinem quadratischen Fond, der rings am Außenrande mit spitzen Puffen, Blumen, Federn oder Pelzstreifen umgeben, mit einem Gek nach vorn gefehrt, auf dem Kopfe arrangirt und durch sieben breite Bindebänder gehalten wird, welche man gewöhnlich unter dem Kinn kreuzt (nicht schlingt) und mit einer Blume schließt; gleichfalls Blumen verbergen dann den Ansat der Bindebänder.

Visite, Theater, Concerte dagegen ist das Neueste eine Coiffure, welche ein Mittelglied von Hüßchen und Hut und unserem Daffert fürhalten nach ganz reizend ist. Sie besteht, ähnlich der italienischen Kopfbedeckung, in einem länglichen Viereck, das mit Blumen, Puffen oder Mäuschen von Größe oder Füll überdeckt, durch lange, an der Seite oder hinten geschlungene Füll- oder Gräpans gehalten wird und den Namen „Catalane“ trägt. Eine ähnliche butartige Coiffure ist die sogenannte Stuarthelm, die aus einer vorn eingebogenen, schneebigen Paffe besteht, von deren hinterem Bande ein weit über den Nacken reichender Füllschleier herabfällt. Dieser Schleier überdeckt das sehr hoch freigebliebene Hinterhaar, das sich dem hinteren Bande der schmalen Paffe unmittelbar anschließen muß.

Mit der Herbstsaison nimmt auch der ganze Charakter der Toilette einen andern Ausdruck an, die hellen sommerlichen Farbtönen weichen dem ernsteren Grau, Braun, Penseé, Schwarz. Schwarz besonders, häufig in der sehr wirkungsvollen Zusammenstellungen mit Weiß, wird sowohl für Haus-, als Promenadetoilette ein großer Vorliebe gewählt. Schon aus ökonomischen Rücksichten ist es zu wünschen, daß die kurzen Kleider in der rauhen Jahreszeit die allgemeine Tracht werden. Da in Folge dessen der Füllstoff von eine immer wichtigere Rolle spielt, so bemerken wir, daß man dem bisherigen Gebrauche zuwider, zu einem dunkeln Kleide der Füllstoff nicht von gleichem Stoffe, sondern von Kachmir in leuchtender, von der Mode abstechender Farbe (fond uni) trägt. Es wird hierdurch die Monotonie der Toilette angenehm gemildert. Eine gestreifte Füllung, falls sie nicht mit der Robe übereinstimmen, ist — vorläufig wenigstens — nicht mehr modern.

Die diesjährigen Mäntel oder vielmehr Paletots haben wieder die Sackform, wozu sich namentlich die flockigen und pelzimitirenden Stoffe eignen, deren einzige Garnitur gewöhnlich aus einem farbigen Tafetpassiveil und großen Knöpfen besteht. Die Mäntel von sehr schlankem Wuchse ist jedoch, besonders zur toilettehabillée, der eng- oder halbanschliefende Paletot zu empfehlen, der in Form im Allgemeinen wenig von der der vorigen Saison abgewandelt; zwar gibt es auch Paletots, welche in Nachahmung des antiken Peplos mit weiten, halb geschlossenen Ärmeln (über der Ellbogen Ärmeln) versehen sind, doch werden solche immer nur vereinzelt einget und mehr „modisch“, als „gebräuchlich“ bleiben.

Von allen zu Mänteln und Paletots verwendbaren Stoffen bleibt der Sammet stets der eleganteste, der aber — eben deshalb — die einfacheren und praktischeren veloursartigen Doubléstoffe, Tricots zc. niemals verdrängen wird. Außer diesen trägt man auch leicht wattirte und mit Seidenfutter versehene Mäntel von schwarzem Kachmir, welche mit Zet, Fassementerie und Seiden corde ausgestattet, von der gegenwärtigen Vorliebe für Einfachheit Zeugniß geben. Die Form der Winterconfections erhielt seit längerer Zeit keine wesentliche Veränderung, nur die Garnituren wechseln. Es wird daher unseren Leserinnen mit Stillung der nächsten Nummer, welche eine große Auswahl Mäntel und Paletots bringt, ein Leichtes sein, einem schon getragenen Mantel ein ganz mobiles Ansehen zu geben.

[1687]

Veronika von G.

### Große Wäsche in Paris.

(Von unserem Pariser Correspondenten.)

Als vor grauen Jahren ein gewisser König von Persien über den Tod seiner Lieblingsgemahlin in tief sinnige Schwermuth verfallen war und sich für den beklagenswertheften aller Sterblichen hielt, da wurde ihm bekanntlich von den weisen Magiern als Heilmittel verordnet, das Hemd eines Glücklichen zu tragen. Weil sich aber am Hofe kein Glücklicher vorfand, schickte der König, um einen solchen zu suchen, Boten nach allen Ländern der Erde aus. Diese reisten umher, weit und lange, forschten überall, wohin sie kamen, nach einem Glücklichen, konnten aber keinen entdecken. In großer Betrübniß hatten sie schon den Heimweg angetreten, da fanden sie am Rande der Strafe einen Wertschen sitzend, der ein lustiges Lied sang oder piffte. Auf der Wertschen Frage gab sich dieser Sänger, oder Pfeifer, als ein Glücklicher zu erkennen. Wie es sich aber darum handelte, für Seine Majestät, den regierenden Schah, eins seiner Hemden abzutreten, stellte sich heraus, daß der arme Glückliche kein — Hemd besaß. Als ich in meiner Kindheit diese Geschichte zum ersten Male las, legte ich mir ihre Moral so aus, daß man, um glücklich zu sein, kein Hemd haben dürfe. Ich bin seitdem weiser geworden. Ach, das Glück! — ich habe es zwar bis heute noch nicht gefunden, aber ich bin weit entfernt, darüber die Hemden anzuklagen, und die Wäscherinnen stehen sehr hoch in meiner Achtung. Freilich



über diesen letzteren Punkt, was nämlich die Wäscherinnen betreffen, die Ansichten von einander abzuweichen; da es aber immerhin für die verehrte Leserin von Interesse sein mag, den Reinigungsproceß der Millionen von Hemden kennen zu lernen, deren die Bewohner von Paris bedienen, so lade ich sie zum Besuche dieser der diesem Zwecke gewidmeten Anstalten ein.

Dem Spaziergänger in den hiesigen Straßen begegnen häufig große bedeckte Wagen, von einem kräftigen Pferde gezogen, das durch einen Mann in blauer Bluse gelenkt wird. Neben dem Fahrer halten sich ein oder zwei eben so gesund wie reinlich aussehende junge Mädchen in ländlicher Tracht, während der Wagen selbst bis zur Decke mit tuchüberspannten Körben angefüllt ist. Dies sind die Equipagen der außerhalb Paris wohnenden Wäscher, welche in manchen Ortschaften, wie St. Denis, Courbevois, Puteaux und Vanves, ganze Colonien bilden, und die eben auf ihrer Mundreise bei ihren städtischen Kunden begriffen sind.

Auch auf der Seine waren bis vor kurzem große schwimmende Anstalten zu sehen, „Schiffe der Wäscherinnen“ (bateaux blanchisseuses), auf welchen Tausende von Weibern ihrer Beschäftigung oblagen und mit den Bootführern in ewigem, erlittetem Kriege lebten. Jetzt hat freilich der allezeit auf Verbesserung bedachte Seine-Präfect, welcher diesmal seinem Titel treu machen wollte, diese Schiffe aus dem Herzen der Stadt verwiesen, und wer sie noch sehen will, muß sie weit oben im Flusse aufsuchen, wo er eben das Weichbild von Paris betritt.

Die Kunst des Wäschens, wie sie von den erwähnten Koffen und Seinenymphen ausgeübt wird, bietet nichts Besondere's dar. Wir wollen sie deshalb in ihrer nützlichen Arbeit nicht näher und richten unsere Schritte nach einem der in Paris selbst gelegenen Lavoirs.

„Lavoir — Wäschschüssel“ übersetzen die Wörterbücher; und in der That ist es eine Wäschschüssel, die wir betreten, aber eine der größten Maßstäbe. Zur Zeit bestehen deren dreißigtausend in Paris. Wir wählen, da sie sich ähnlich sehen, zu unserem Besuche eine der am besten eingerichteten Anstalten, das hoch oben in der Vorstadt St. Martin liegende Lavoir des Herrn Merklin, der uns artiger Weise selbst die Einrichtung desselben erläuterte.

Von der Straße aus gelangen wir, über einen gepflasterten Hof, in ein großes, freistehendes Gebäude im länglichen Viereck, dessen Erdgeschöß von einem einzigen Saale gebildet wird. Beim Eintritt in diesen zwingt uns ein entgegenkommender heißer Dampf die Augen eine Weile zu schließen. Nachdem wir sie behutend wieder geöffnet, müssen wir uns derselben eifrig bedienen, um nicht bei jedem Schritte entweder einen Kübel umzustoßen oder selbst in eine Wasserlufe zu stürzen. Haben wir jedoch endlich die nötige Sicherheit des Auftretens erlangt, so können wir unsere Besichtigung beginnen.

Am oberen und untern Ende des Saales befinden sich, etwas erhöht, zwei zur Aufnahme des kalten Wassers bestimmte mächtige Behälter aus Eisenblech, von denen jeder 50,000 Liter faßt. Durch einfache Oeffnung eines Hahnes füllen sich dieselben von selbst mit gefiltertem Seinenwasser, aus den großen Reservoiren der Stadt Paris. Der Besitzer kann täglich 175,000 Liter Wasser einfließen lassen und zahlt dafür an die Stadt jährlich einen festen Betrag von 1800 Franken. Aus einem der großen Behälter führt ein Rohr zunächst in die „Speiseflasche“ (bouteille d'alimentation), eine eiserne Trommel von 1 Meter Länge auf 20 Centimeter Durchmesser, und aus dieser münden wieder zwei Röhren in die sogenannten Sieder.

Dies sind im Keller eingemauerte gußeiserne Cylinder, worin für das ganze Etablissement notwendige Dampf erzeugt wird. Da es gefährlich wäre, kaltes Wasser nachlaufen zu lassen, wenn das in den Siedern befindliche bereits kocht, so dient eine der zur Speiseflasche führenden Röhre dazu, durch Einführung von Dampf in diese letztere dem darin enthaltenen Wasser ebenfalls einen hohen Hitzeegrad zu verleihen, worauf man es durch das andere Rohr ohne Gefahr in die Sieder kann einfließen lassen. Mehrere Nothsignale benachrichtigen, wenn in den Siedern nicht Wasser genug vorhanden oder der Dampfdruck ein zu hoher ist. Ein anderes, den Siedern entführendes Rohr treibt eine in der Ecke des Saales stehende Dampfmaschine, welche aus einem gegrabenen Brunnen Wasser pumpt. Dem Pariser Quellwasser, so unbrauchbar es zu allen anderen Zwecken, namentlich zum Trinken ist, geben nämlich die Wäscherinnen zum Auswaschen der bereits gewaschenen Stücke den Vorzug vor dem Seinenwasser.

Was nun die Wäsche selbst betrifft, so wird dieselbe von den

Wäscherinnen und Hausfrauen der Nachbarschaft des Abends gebracht und zunächst in platte Bündel von 5—8 Stück zusammen gebunden. Dann wird an jedem dieser Bündel eine Kleinnummer befestigt und so kommen sie in das Laugenfaß (cuivier). Die Besitzerin empfängt dagegen einen gedruckten Zettel, worauf die Anzahl der übergebenen Bündel, nebst den entsprechenden Nummern verzeichnet wird, indem das Etablissement bis zum nächsten Morgen Garantie leistet und im Falle des Verlustes den Werth ersetzen muß.

Das Laugenfaß steht oben im Saale und ist ein Kreisrunder, in die Erde eingelassener Bottich aus starken Erlebohnen von 1 Meter 25 Höhe auf 2 Meter 10 Durchmesser, dessen Grund mit hohlen Backsteinen belegt ist, um die Wäsche warm zu erhalten. In seiner Mitte erhebt sich freistehend bis etwas über die Höhe seiner Ränder eine Blechröhre, die oben in einen Seiherr endigt.

Der „Laugknecht“ (couleur) wirft gegen 10 Uhr Nachts in diesen Bottich die fertig gemachten Bündel, deren wir mehrere hundert zählen, läßt die kalte Lauge darauf strömen und verschließt mit einem von der Decke herabgelassenen gewölbten Deckel das Miesenfaß und seinen Inhalt. Die Lauge (lessive) wird bereitet aus einer chemischen Mischung, die in der Sprache des Lavoirs potasse heißt, aber keine Potasche ist, und aus Wasser. Die ägende Wirkung dieser potasse ist eine so starke, daß sie, auf die Hand gebracht und etwas befeuchtet, ein sehr schmerzhaftes Brennen verursacht und binnen zwei Jahren die anderthalb Zoll dicken erlenen Bohlen des Bottichs zerfrisst.

Wenn die Lauge auf die Wäsche geschüttet ist, so sucht sie sich ihren Weg nach unten, von wo sie durch ein Abzugsrohr in einen Behälter fließt, der sich im Keller nahe bei den Siedern befindet. Hier wird dieselbe stark erhitzt und steigt dann durch die Blechröhre in der Mitte des Laugenfaßes nach oben, um mittelst des Seihers von neuem über die Wäsche ausgepumpt zu werden. Diesen Weg macht sie fortwährend, die Nacht hindurch, sechs bis sieben Stunden lang, bis die Wäsche genugsam ausgelaut ist, was sich am Geruche zu erkennen gibt. Der Laugknecht schließt dann das Abzugsrohr, die Lauge erkaltet im Bottich und wird durch ein anderes Druckwerk in einen großen eisernen Kasten gehoben, wo sie zunächst von ihrem nächtlichen Marische ausruhen darf. Jedes Wäschebündel, resp. dessen Besitzerin, zahlt für das Verwahren eines solchen Dampf- und Laugbades, je nach der Größe, 10, 15 oder 20 Centimes.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr erscheinen die maitresses-blanchisseuses nebst ihren Arbeiterinnen, nehmen gegen Rückgabe der Zettel ihre Bündel in Empfang und nun beginnt das eigentliche Wäschen. Zu diesem Zwecke finden wir den Saal, soweit er nicht durch Maschinen, Wasser- und Kohlenbehälter in Anspruch genommen ist, von großen hölzernen Ständern besetzt, welche eine entfernte Ähnlichkeit mit Pferdeböden haben.

Diese sogenannten „Batterien“ nehmen die ganze Breite des Saales ein, nur in der Mitte einen schmalen Durchgang lassend. Es sind deren im Ganzen zwölf vorhanden, von denen jede zehn nummerirte Plätze hat, und die Anstalt begreift somit 120 Plätze, welche meist sämtlich in Beschlag genommen sind. Die Benutzung eines Platzes kostet pro Tag 40 Centimes, pro Stunde 1 Sou; die Arbeitsstunden sind im Sommer und Winter von Morgens 6 bis Abends 8 Uhr. Zu jedem Plage gehören folgende Geräthschaften: zwei feststehende hölzerne Tische, einer vor, einer hinter der Wäscherin, und unter jedem derselben ein großer Wäschetrog mit kaltem Wasser à discretion, welches durch überall angebrachte Röhren und Hähne direct in die Tröge fließt; dann ein dreibeiniger Zuber zur Bereitung der Bläue, des einzigen Artikels, welchen Deutschland zur „großen Wäsche“ nach Paris liefert; ferner ein kleinerer Handkübel, ein Bod und endlich die sogenannte „Schachtel“, welche bis an die Hüften reicht und die Arbeiterin gegen das Raswerden schützt.

In einem der großen Tröge wird nun die künstliche Mischung vorgenommen, worin die ausgelauete Wäsche gewaschen wird. Dieselbe besteht aus kaltem und warmem Wasser, dem bekannten eau de Javelle, unserer alten Freundin der Lauge, unglaublich viel Seifenschaum, und wol auch aus etwas eingeschmuggeltem Chlorwasser, dessen Gebrauch der Besitzer der Anstalt indeß strenge verboten hat. Den Wäscherinnen ist nicht gestattet, ihre eigene Seife mitzubringen. Sie müssen dieselbe, wie alle sonst benütigten Dinge, von der Anstalt kaufen, und es werden davon monatlich etwa 12—1500 Stück (à 45 Centimes) verbraucht. Die ständigen Besucherinnen der Anstalt genießen wöchentlichen Credit, und die rechts vom Eingange in einem Glasverschlage

sitzende Frau des Eigenthümers führt genau Buch und Rechnung über alles denselben Verbrauch.

Betreten wir den Saal zu einer Stunde, wo die Arbeit in vollem Gange ist, so hören wir wol ein starkes Rischen, Sprühen, Plätschern im Wasser und Geklapper von Holzschuhen, aber das Sprichwort von den „Wäschweibern“ wird hier zu Schanden. Die anwesenden 120 Frauen sind meist stumm und eifrig über ihre Arbeit gebeugt, wenig auf gleichzeitige Unterhaltung bedacht, stehen auch zu weit auseinander, um, ohne bedeutende Anstrengung, eines gefelligen Gespräches pflegen zu können; dagegen hört man wol eine oder die andere ein Lied singen.

Freilich geht es nicht immer so friedlich her, und zuweilen bedarf der Besitzer seiner ganzen Autorität eines „König“, um einen ausgebrochenen Interessenstreit zu schlichten. König aber ist er durch feierliche Wahl seiner Vasallen. Mittfasten ist in Paris das Fest der Wäscherinnen. Da wählt das Personal eines jeden Lavoirs einen König und eine Königin. Zum ersten wird aus guten Gründen, und namentlich weil er einen Schmaus veranstalten muß, meistens der Eigenthümer ernannt, welcher als Zeichen seiner Würde eine gelbe Schärpe erhält. Zur Königin erhoben wird ein Mädchen, das im Laufe des Jahres Hochzeit halten soll. Die Königin empfängt einen Tannenbaum reichlich mit französischen Fähnchen geschmückt, welche patriotische Aufschriften wie: „Es lebe der Kaiser“, „Es lebe die Kaiserin“, „Ghre und Vaterland“ u. s. w. tragen, und der Baum ziert ihren Platz im Lavoir, bis ihr Reich ein Ende nimmt.

Nachdem die Wäsche in einem der Tröge fertig gewaschen, im andern ausgeschwenkt ist, wird dieselbe in den sogenannten essereuses auf mechanischem Wege getrocknet. Dies sind aufrechtstehende, an den Seiten durchlöcherter Cylinder aus Kupfer, welche von unbeweglichen eisernen Kapseln umgeben sind und von der Dampfmaschine mit rasender Geschwindigkeit um ihre Are gedreht werden. Durch die schnelle Umdrehung wird alles in der Wäsche erhaltene Wasser durch die Seitenlöcher ausgezogen, worauf es als niedliches Bächlein durch die Eisenkapsel abfließt. Die Benutzung eines solchen Cylinders während vier oder fünf Minuten, welche Zeit vollkommen hinreicht, um mehrere Hundert Hemden zu trocknen, kostet 1 Sou. Ist die Wäsche dem Cylinder entnommen, so kann sie sofort unter den Hängelstahl kommen. Die in Paris wohnhaften Wäscherinnen richten sich daher meistens so ein, daß sie an einem Tage mit ihren Arbeiterinnen in das Lavoir gehen und am andern zu Hause hülgen.

Hausfrauen verschmähen jedoch gewöhnlich den Gebrauch der Trocken-Cylinder. Für sie befinden sich daher über dem Saale zwei große Trockenspeicher, von denen jeder wie ein Hühnerstall in 24 kleine Lattenverschläge abgetheilt ist. Ein solcher Verschlag kostet täglich 25 Centimes Miete.

Zu ebener Erde hat sich in einer Ecke des Saales noch eine besondere Industrie etablirt. Sämmtliches verbrauchte Wasser der Anstalt fließt über den asphaltirten und etwas geneigten Boden hier zusammen. Ein Raum, nicht größer, als ein Geviertmeter, ist für jährlich 600 Franken an einen Seifenfabrikanten vermietet, der aus dem abfließenden Wasser neue Seife bereitet. Derselbe hat in allen Pariser Lavoirs solche Ecken in Miete, für deren jede er zwischen 200 und 600 Franken bezahlt.

Die gesammte Einrichtung des Lavoirs kam auf ungefähr 60,000 Franken zu stehen. Der Eigenthümer hat das Grundstück, worauf dasselbe errichtet ist, auf 25 Jahre gemiethet, und zahlt dafür einen jährlichen Bodenrentzins von 4500 Franken; außerdem 500 Franken Abgaben. Da aber jeder Platz im Lavoir täglich 1 Franc 75 Centimes bis 2 Francs einbringt (am Sonntage und Montage wird nicht gearbeitet), so hätte er wenig zu klagen, wäre nicht die strenge Polizeiüberwachung. Jeden Tag kommen, unter irgend einem Vorwande, verkleidete Agenten in den Saal, und finden sich, daß nicht fortwährend ein Aufseher bei den Siedern und einer bei der Maschine steht, so wird der Eigenthümer in strenge Strafe genommen.

Wäschhäuser wie das eben beschriebene bestehen meines Wissens außer in Frankreich und England, nur noch in der Schweiz. Ein Versuch, dieselben auch in Belgien einzuführen, ist fehlgeschlagen.

Meine Schilderung ist zu Ende. Sollte sie trotz der mancherlei Laugen, deren sie Erwähnung that, etwa allzu trocken befunden werden: so bitte ich zu bedenken, daß Trockenheit auch das Endschicksal des Gegenstandes ist, mit welchem sie sich beschäftigte.

[1669]

C. F. Respoir.

### Offizielle Mittheilungen

#### des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

Das Institut der Königin (Queen's-Institute) zu Dublin.

Die Erfahrungen, die wir in Deutschland auf dem Gebiete der Frauenarbeit gemacht haben, sind noch zu spärlich und zu unvollständig, um uns zu einem ausreichenden Schlusse auf die Zukunft unserer Vereine zur Förderung der weiblichen Erwerbsfähigkeit berechtigen. Von um so höherem Werthe ist es daher, daß wir den einschlagenden Berichten über die Leistungen auf diesem Gebiete in anderen Ländern eine besondere Aufmerksamkeit schenken und die dort gegebenen Bedingungen und Resultate sorgfältig prüfen. Sehr werthvolle Beiträge für die Leistungsfähigkeit der betreffenden Vereine entnehmen wir aus dem vierten Jahresberichte des Dubliner Vereins über das Queen's-Institute. In dieser Anstalt, die unter dem Protectorate der Königin von England steht, werden mit gutem Erfolge in sieben Klassen Frauen im Lithographiren, Holzschneiden, Coloriren von Lithographien und Holzschnitten unterrichtet, und als Telegraphistinnen, Geographischschreiberinnen, Buchhalterinnen und Maschinennäherinnen ausgebildet.

Das Institut, welches aus Vereinsmitteln 1861 gegründet worden ist, erhält sich jetzt zum Theile selbst, d. h. das Honorar für die Lehrer wird fast ganz von den die Klassen besuchenden Schülerinnen gedeckt, der Ausfall von Vereinsmitteln beschränkt. Aus dem Berichte geht nicht hervor, ob eine bestimmte Zeit für die Lehre jedes Gegenstandes festgesetzt ist; doch macht der Vorstand des Vereins die Aeltern darauf aufmerksam, daß die jungen Mädchen, welche das Institut besuchen, nur zu ihrem eigenen Schaden die Lehrzeit abkürzen. Dann wünscht man die Schülerinnen aus verschiedenen, jedem einleuchtenden Gründen, in möglichst jungem Alter aufzunehmen. Von fünfzehn Jahren an ist die Aufnahme gestattet. Die Klasse der Maschinennäherinnen, in welcher Alles, was zur Damen- und Kindergebäckerei gehört, zugeschnitten und gefertigt wird, war im vergangenen Jahre die besuchteste. In diesem Industriezweige, der einen so großartigen Aufschwung zu nehmen scheint, hat, wie wir bemerken, auch die Anstalt Bedeutendes geleistet. Bis jetzt hat eine Verwalterin diese Klasse allein geleitet und unterrichtet; doch ist die Dame nicht mehr im Stande, ohne Hilfe den wachsenden An-

forderungen, die durch die größere Anzahl der Arbeiten gestellt werden, zu genügen. Es ist ihr deshalb auf den Wunsch des Comités ein Werkführer beigegeben.

Neben dieser Klasse für Näherei ist man im Begriff, eine zweite zum systematischen Erlernen des Zuschneidens zu eröffnen.

Die im vergangenen Jahre erst errichtete Niederlage oder das Ausstellungslokal des Vereins hat in Verbindung mit der Abtheilung für Nähmaschinenarbeit die verschiedensten Erzeugnisse weiblichen Kunstfleißes aufzuweisen gehabt und giebt Vielen Gelegenheit, bessere Früchte für ihre Mühe zu ernten, als es sonst alleinstehenden Frauen möglich ist. Neben diesem bessern Erwerb der Arbeitenden heben wir gern hervor, daß alle dort gelieferten Gegenstände zu gewöhnlichen Ladenpreisen abgegeben werden.

Die nächstgrößte Anzahl von Schülerinnen hat die Klasse für das Coloriren der Photographien. Sie besteht nicht allein aus Damen, die sich diesem Fache speciell widmen, sondern auch aus Photographinnen und vielfach aus Gouvernanten, welche diese schöne Kunstfertigkeit ihren übrigen Kenntnissen gern einreihen mögen.

Das Comité verspricht außerdem, sobald sich eine zur Besoldung des Lehrers hinreichende Zahl Schülerinnen melde, eine besondere Klasse für die Ausbildung von Photographinnen zu eröffnen.

Die dritte in der Reihe ist die Klasse zur Erwerbung kaufmännischer Vorbildung. Einige der Schülerinnen gingen, nachdem sie die Course in der Buchführung, Arithmetik und dem kaufmännischen Schreiben durchgemacht hatten, zu den Telegraphistinnen über. Diese Klasse ist seit beinahe vier Jahren eröffnet und bildet ihre Zöglinge zur vollständigen Zufriedenheit der Telegraphencompagnie aus, welche zu Anfang dieses Jahres achtundzwanzig Mädchen aus dem Queen's-Institute angestellt hatte. Die Directoren verschiedener irländischer Eisenbahnen haben die britischen und irischen Telegraphencompagnien ersucht, an allen Stationen, wo es thunlich sei, weibliche Telegraphenbeamte anzustellen; auch sprechen sie die Hoffnung aus, daß die Hindernisse, welche bis jetzt den Frauen auf diesem Gebiete im Wege standen, bald weggeräumt sein werden.

Wir erinnern daran, daß in England alle Eisenbahnen und Telegraphenlinien in den Händen von Privatgesellschaften sind, die sich demnach hier, wie auch auf anderen Gebieten, weniger schwierig gegen Neuerungen erweisen, als es in der Natur von Staatsverwaltungen liegt. Man ist zwar in zwei kleineren deutschen Staaten (Sachsen und Württemberg) in der Zulassung von Frauen zum Telegraphen- und Postdienste vorangegangen, doch ist von dem Resultate noch nichts Näheres bekannt geworden.

Auch in der Abtheilung für Gerichtsschreiberinnen zeigt sich ein beständiges Fortschreiten. Die Klasse wird sowohl von Telegraphistinnen, als auch von Lehrerinnen und Gouvernanten zeitweise besucht; die Arbeit wird größtentheils von Rechtsanwältinnen und Notaren geliefert. Die Sitte, derartige Beschäftigungen den Frauen zuzuwenden, scheint jetzt in England festen Fuß fassen zu wollen; erzieht sich doch in den Tagesblättern von London einer der geachteten Notare, in seinem Bureau weibliche Schreiber auszubilden und beschäftigten zu wollen.

Die Klasse für Lithographinnen, welche seit einem Jahre eröffnet ist, hat sich bis jetzt darauf beschränkt, Arbeiten für Geschäfte zu liefern, Circulare, Karten, Rechnungen u. s. w. Die Schülerinnen machen anerkanntertheilte Fortschritte und arbeiten mit solcher Lust und Liebe, daß die ursprüngliche Zahl ihrer Unterrichtsstunden fast verdoppelt worden ist.

Auch von den im Queen's-Institute ausgebildeten Holzschneiderinnen haben einige, die sich durch tüchtige Leistungen auszeichneten, einträgliche Beschäftigung erhalten. Außerdem soll, da für die feinste Arbeit dieser Art Augen von einer Stärke erforderlich werden, die nicht Allen gegeben ist, eine neue Art Holzschneider demnächst eingeführt werden, die sich mehr dem Holzschnitzen nähert, nicht sehr anstrengend und ziemlich einträglich ist.

Nach den vorstehenden Mittheilungen, in denen wir den Hauptinhalt des Berichts wiedergegeben haben, erscheint das Queen's-Institute in erfreulichem Fortschreiten begriffen. Wenn wir bedenken, daß dies in dem sprichwörtlich gewordenen Lande der eingerosteten Vorurtheile möglich ist, so dürfen wir gewiß im vorurtheilsfreieren Deutschland für die Zukunft solcher Vereine, deren Bedeutsamkeit des Beweises nicht mehr bedarf, das Beste hoffen und voraussetzen.

[1673]



### Wirthschafts-Plaudereien.

#### Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

**Kaffeecreme.** 4 Loth Kaffee werden gerieben und 1 Seidel Wasser (siebend) langsam aufgegossen, damit er klar werde. 1 Loth Hausenblase wird in einem halben Seidel Wasser aufgelöst, 14 Loth Zucker und ein Stückchen Vanille dazu gegeben; dies wird in den Kaffee gegossen und letzterer dicklich eingekocht, hierauf durch ein Tuch geseiht, und gerührt bis er ganz kalt ist. Dann schlägt man 3 Seidel sehr gute süße Sahne (Mahn) zu Schaum; ist dieser fest, so vermischt man ihn vorsichtig, aber gut mit dem Kaffee, gibt die Creme in eine Glaskübel und läßt sie auf Eis geliren. [1689]

**Chocoladentorte.** 8 Loth gestoßener Zucker werden mit dem Gelben von 6 Eiern abgerieben, nach und nach rührt man 8 Loth Butter, 12 Loth geschälte und gestohene Mandeln dazu; hat man eine Stunde gerührt, so gibt man 4½ Tafel Schokolade und den fest geschlagenen Schnee des Weisses von 6 Eiern dazu und vermischt es leicht. Eine Dörrenform wird mit Butter ausgefettet, die Masse eingefüllt und eine Stunde bei starker Hitze gebacken. Wenn die Torte kalt ist, überzieht man sie mit einem Zuckerglas. [1689]

### Beschreibung des Modenbildes.

**Figur 1.** Robe von pensée Cottonsilk mit Revers von weißem Tasset; Unterkleid von hellerem pensée Tasset, über welchem sich die Robe in der vordern Mitte öffnet. Beide sind mit Stickerei und weißen Perlen verziert.

**Figur 2.** Anzug für kleine Mädchen. Kleid von weißem Alpaca mit ausgeschchnittener Taille; Rock wie Taille ausgezackt, die Taschen mit lichtblauen Tassetstreifen eingefasst; in gleicher Weise ist die zackenförmige Aermelgarnitur ausgestattet. Gürtel vom Stoff des Kleides mit Tasset-Einfassung. Chemiset aus Mansoe mit schmalen Säumen.

**Figur 3.** Robe von grünem Tasset mit Garnitur von Tassetband in dunklerer Nuance; diese Garnitur wiederum theils mit Perlen gestickt, theils mit Guipüre-Einfassung überdeckt und von entsprechender Spitze begrenzt. [14, 420] T.

### Räthsel.

Von einem Maler geb' ich Kunde,  
In seiner Kunst schnell und gewandt;  
Das reinste Gold wählt er zum Grunde,  
Und malt darauf mit feiner Hand,  
Nicht malt er mit des Pinsels Strenge,  
Noch hat er Farbenüberfluß;  
Er heftet oft in ganzer Länge  
Dein eignes Bild Dir an — den Fuß.  
Er malet treu die sanfte Regung,  
Die flüsternd durch die Blätter streift;  
Er zeichnet sicher die Bewegung  
Des Kriegers, der zum Schwerte greift.  
Kannst Du des Malers Namen nennen,  
Der im Moment sein Werk erschafft,  
So wirst Du auch den Quell erkennen,  
Aus dem er schöpft seine Kraft.

P. Eblak.

### Rösselsprung-Aufgabe.

leicht,	te	eig.	ibr	rash	das	dan-	zen				
lein	nein,	es	nur,	ner	her-	hin-	Wdg.				
säumt.	Es	leg-	so	Zaum	es	hofft,	ge-	ein-	ke	räumt!	War
ber	Wdg.	Doch	ist	hofft	leicht,	Zum	Art,	die	aus,	lein	gold-
Haus?	ver-	ist	Im	liegt	ver-	traum-	es	ein,	ge-	ihn	Der
ein	noch	so	bleicht,	viel-	hol-	ver-	ten-	Ein	gleich	nen	ist —
wol	das	N.	Nicht	ihn	ster	fehlt	den	paßt,	hin-	flu-	sein
Ch'	ist	zu-	zart,	dem	stoh-	ver-	gleich-	Nur	ten-	das	lichts.
ihn	mer	nichts!	bend-	klein?	D.	Gast	ist	rash	D	Mäß-	gen-
Es	rück,	lig	spät	ge-	ibr	bar	ibr	ster	blick,	Zum	Glück!
im-	es	gol-	zu	num	es	hät-	chen				
de	sel-	auf	gibt	tet	hier	den	schlüpft				

#### Auflösung des Rebus Seite 312.

„Freunde in der Noth geh'n hundert auf ein Loth.“

#### Auflösung des Räthfels Seite 312.

„Thor.“

### Correspondenz.

**Thüringische Abelle.** Schließen Sie nicht vielmehr von sich auf Andere? Sie kritisiren die Correspondenz, welche Sie gewiß nicht gelesen haben, sonst hätten Sie das einzige und beste Mittel gegen Ihr Uebel längst gefunden: Hautpflege! Tägliche Waschungen des Körpers mit kaltem (aber weichem) Wasser, Bewegung im Freien und reine Luft in der Stube wird Sie vor Mangeln und Falten bewahren — so lange dies überhaupt möglich ist.

**Dr. H. S. geb. v. G.;** **Dr. H. v. D.;** **Hrn. A. C. Sch. in Schl. und Anderen.** Wir verweisen wiederholt auf die Broschüre: „Corpu-

lenz, Ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel. Auf Grundlage des Bantingsystems von Dr. Julius Vogel.“

**Dr. L. W. auf Schl. B. bei C.** Aus unschwer zu errathenden Gründen müssen wir davon absehen, spezifisch ärztliche Anordnungen zu veröffentlichen. Dies soll uns jedoch nicht abhalten, Ihnen für Ihre freundliche Sendung unsern besten Dank zu sagen.

**Abonnettin in W.** Kühlen Sie die Ballen mit Weiswasser, legen Sie so dann längere Zeit in Provencerdöl getauchte Lappchen auf und hüten Sie sich vor zu engem Saubzeug. Ein für allemal aber machen Sie es sich zum Gesetz, die Füße ebenso zu pflegen, wie die Hände.

**Dr. L. W. in L.** Gewiß, senden Sie Ihre Arbeiten nach dem Verkaufsort local des „Bazar für Frauenarbeit“, Berlin; Leipzigerstraße 91.

**Eine Abonnettin in S.** In jeder der folgenden technischen Nummern des Bazar werden Sie einen Theil Rindergarderobe finden, doch sollten nicht schon die vorhergehenden Nummern Zweckentsprechendes enthalten haben? In kurzer Zeit wird auch Ihr zweiter Wunsch erfüllt.

**Dr. C. N. in B.** In einer der nächsten Nummern werden Sie Ihren Wunsch berücksichtigt finden.

**Eine Abonnettin in S.** Wenden Sie sich an eine unserer renommierten Kunstfärbereien und Sie werden ohne Zweifel Ihre Wünsche befriedigt sehen. Leider sind wir außer Stande, die gewünschte Auskunft in Betreff der Kosten zu erteilen, da letztere von der Größe des zu färbenden Gegenstandes abhängig sind.

**Dr. C. W. G. in P.** Ihre Wünsche sind notirt. Was die Rösselsprung-Aufgaben anbelangt, so haben die letzten Nummern Ihr Verlangen erfüllt.

**Dr. C. N. in S.** Als Garnitur eines derartigen Kleides können wir nur Tüllpuffen oder Rüschen empfehlen, keineswegs Spitzen. Auch ist eine Bluse der ausgeschmittenen Taille vorzuziehen.

**Dr. H. W. in B.** Am gerathensten wäre es wol, das erwähnte Tuch einer unserer bekannten Kunstfärbereien anzuvertrauen. Dagegen derartige Reparaturen ziemlich kostspielig sind, so ist es jedenfalls notwendig, erst genau zu untersuchen, ob das Tuch nicht noch weiteren Schaden genommen hat. Klüsch läßt sich sehr gut färben, das Zerren des Mantels ist jedoch zu empfehlen. Ihre letzten Wünsche werden wir zu berücksichtigen suchen.

**Eine Abonnettin in B.** In der letzten Nummer haben Sie den ersten Ihrer Wünsche bereits erfüllt gesehen; der zweite ist notirt.

**Dr. L. N.** Die jetzige Mode heißt allerdings Keilroben; auch ist fürs Erste kein Wechsel in dieser bereits seit 5 Jahren beliebten Form zu erwarten. Zu einem Keilroben von reichlicher Länge und Weite sind 10 Ellen 1¼ breiten Stoffes erforderlich. Die Keilform erzielt man dadurch, daß man jede Bahn der Länge nach schräg durchschneidet und zwar derartig, daß jeder der beiden hierdurch erhaltenen Keile an dem einen Querrande  $\frac{1}{8}$ , an dem andern  $\frac{3}{8}$  Ellen breit ist.

#### Kritische Correspondenz.

**Hrn. B. S.** Sie scheinen noch keine Schlacht erlebt, kein Schlachtfeld gesehen zu haben, sonst würden Sie unmdglich diese Szenen von furchtbarer Erbarmenheit in Versen wie folgende bejagen:

„Leht dort liegt ein Jüngling bleich,  
Lechzend auf der Lebensbahn,  
Einem Trauerschloß gleich  
Nliegen wird die schwarzen Haare.  
Suchend ruht sein matter Blick,  
Auf den vielerlei Gestalten,  
Um ihn waltet rings Unglück,  
Herscht des Todes finster Walgen.“

**Grica aus S. bei St.** Ihre Verse athmen eine warme edle Empfindung, welche wohlthat, auch wenn sie nicht mächtig genug ist, um den Mangel an künstlerischer Form zu decken. — **Dr. C. L. 30.** Wir idgern fast es auszusprechen, das Gedankens, wenn sie an sich so poetisch wie die Ihrigen sind, doch noch kein Gedicht seien. — **Hrn. A. v. N. in S.** Sie haben Räthsel sowohl, als Valindrom richtig gerathen, und wie glauben kaum irgend eins zu finden, das Sie nicht lösen würden.

Abgelehnte Manuscripte werden nicht zurückgeschickt.

